

VERONA ZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 20.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 19. Mai 1890.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. W. exkl. Stempel.

36. Jahrg.

Eine Vergangenheit.

Novelle von Ch. Zoeller-Lionheart.

Nachdruck verboten.

I.

Bei der Baronin Wedell war kleiner Empfangsabend. Im Wintergarten harrte eine junge Frau der zwanglos kommenden Gäste. Bis jetzt war niemand erschienen. Plötzlich kam, wie ein Wirbelwind, eine zierliche Mädchengestalt hereingeschossen und warf sich ihr um den Hals.

„Bist du's wirklich, Lo?“ rief die junge Frau, indem sie sie in Armeslänge von sich abhielt und anstaunte.

„Mein Geist schwerlich. Ihr behauptet in der Pension wenigstens, daß der nie anwesend sei,“ war die muntere Entgegnung.

Die beiden jungen Frauen hielten sich in freudiger Ueberraschung an den Händen.

„Bist du groß geworden!“ rief die eine staunend.

„Nur groß?“ fragte „Lo“ lächelnd.

„Nun, das andere zu sagen überlasse ich deinen Schmeichlern. Nun erkläre mir aber, wie kommst du so plötzlich hier hereingekommen? Die Baronin empfängt heute doch nur die Intimen des Hauses, und in der Pension kanntest du Frau von Wedell ja kaum dem Namen nach.“

Lo richtete sich gravitatisch auf den Fußspitzen auf und salutirte, die Hand scherzhaft an den hellblonden Tituskopf legend, mit reizender Schelmerei: „Melde mich Euer Hochgeboren gehoramt als neugebackene Freifrau von Wedell, Schwägerin der hochblühlichen Witib des verbliebenen Erbherrn zu Wedell-Biersberg, auf und zu Biersberg und Schlottau. Verstanden?“ Sie lachten beide hell auf.

„Nein, diese Komödie! Ist's möglich? Lo, Lo, du hast wirklich den alten Herrn geheiratet, der zweimal dein Vater sein könnte?“

„Warum sollt' ich nicht?“ entgegnete Lo mit einem allerliebsten Achselzucken. „Bei den Großeltern langweilte ich mich zu Tode. Vetter Klaus sah sichblütig über meine Wenigkeit fort, als wenn ich eine der hübschen Wachspuppen in Großpapas Allerheiligstem gewesen, und so —“

„Und so, aus Verzweiflung über ihres Veters Kalt-herzigkeit heiratet sie frischweg den ersten besten Mann!“

„Wie sollte ich sonst der Sache ein Ende machen? Komtesse mit nicht zehn Mark in der Tasche und Gefangene in einer märktischen Sandbüchse. Als Sonntagsvergünstigen eine Kirchenfahrt in altersmürber Staatskarosse. Das halte aus, wer kann. Uebrigens was hat Erna anderes gethan als ich? Ihre frühe Jugend an das Greisenalter gebunden, und doch spricht ihr alle in einem Ton von ihr, wie der gläubige Katholik von seinem Madonnenbild.“

„Schlage nicht diesen leichtsinnigen Ton an, wenn du über deine Schwägerin urtheilst,“ verwies die andere junge Frau sie fast streng. „Die Baronin ist aus anderem Stoff. Wenn sie den Baron nicht aus Neigung geheiratet, so hat in den fünf Jahren seines traurigen Siechtums keinem Menschen ein Zweifel an ihrer treuesten Anhänglichkeit für ihn kommen können, und die Zeit ihrer Wittwenchaft ist nur die Fortsetzung eines tadellosen Wandels, der sie uns allerdings zum Vorbild stempelt.“

„Also wie ich sage, eine moderne Heilige! Laßt sie nur kanonisieren!“ spottete Lo. „Klaus spricht ja auch mit einem Ausdruck fast ehrerbietiger Scheu von ihr. Na, immer zu, ich finde dieses Rühr-mich-nicht-an-spielen mit Ernas 26 Jahren schauerhaft langweilig.“

„Du wirst ihr darin nicht Konkurrenz machen!“

„Nein, Teuerste, dann hätte ich in der Sandbüchse bleiben können.“

„Du heiratetest also, um —“

„Das Leben zu genießen, natürlich! Sieh, da kommt einer, der mir dabei behilflich sein kann, mein lustiger Vetter Kurt; er ist eigentlich mein Neffe, aber das klingt doch zu lächerlich.“

„Der Wildfang! Um Gottes willen, Lo, sei nicht leichtsinnig. Vetter Umgang für eine junge Frau mit einem greisen Gemahl. Das genügt, um dich einzuführen.“

„Bist du wirklich so gefährlich, wie Frau von Brochem dich malt? Der Gottseibeiuns, der die verlorenen Seelen in der Westentasche mit fortträgt?“ rief der unbesonnene Rindskopf übermüht dem jungen, eleganten Manne entgegen, der, die Hacken zusammenschlagend, in ehrerbietiger Körperbeugung vor dem kleinen

Muschelsofa stehen blieb, auf dem die beiden Pensionfreundinnen Platz genommen.

Frau von Brochem sprach ihn freundlich an: „Ich begrüße Sie. Die Baronin bat mich, sie kurze Zeit hier beim Empfang ihrer Gäste zu vertreten. Man hat sie zu einer erkrankten ehemaligen Dienerin gerufen.“

„Also wieder mal Samariterdienste. Die Baronin sollte unter die frommen Schwestern gehen. Ihr Mitleid mit anderen läßt sie keine Zeit mehr zu solchem mit ihren Freunden finden.“

„Die Baronin hat oft Mitleid mit Ihnen, Baron,“ sagte Frau von Brochem markiert.

„Jedenfalls solches, für das ich ihr nicht besonders dank-

bar bin, meine Gnädigste,“ war die pikante Entgegnung. „Meine verehrte Cousine Erna verfällt da in denselben Fehler, der mir ihre unschätzbare Teilnahme zugewendet — sie verschwendet!“

„Was thut sie?“ fragte ein tiefes, wohlklingendes Organ. Die Portiere hatte sich geteilt. Eine harmonisch gebaute Frauengestalt mit einem Kopf von wahrhaft überraschender Schönheit stand, einen Moment sich an der Verlegenheit der drei weidend, auf der Schwelle. Dann kam sie rasch auf die Gruppe zugeschritten.

„Sieh da, auch meine kleine Schwägerin,“ rief sie, warmen Tones, und schloß die junge, auf sie zueilende Frau in ihre Arme. „Das ist nett von euch. Günther kommt doch nach?“



Der Herr Professor auf der Alm.

Gemälde von P. Felgentreff.

Guten Abend Better, was habe ich Ihnen aufgedrungen, das Sie eben so geharnischt zurückzuweisen sich verpflichtet fühlen. Sie klagen mich einer Sünde an, der ich mir nach keiner Seite hin bewußt bin: Verschwendung sagten Sie?"

"Ich muß nun aufrecht erhalten, was unfreiwillig Ihnen zu Ohren drang. Ja, Sie verschwenden Ihr edles Mitgefühl für die Schwächen eines armen Sterblichen, ohne Dank zu ernten, denn er ist unverwundlich, weil Sie das einzig wahre Mittel verschmähen, seine Seele zu retten. Es wäre auch ein frommes Werk."

"Zu dem meine Kräfte nicht ausreichen."

"Die Liebe kann Berge versetzen!" war die schnelle Entgegnung.

"Freiherr von Berge," meldete im selben Augenblick ein Diener.

Erna erröte heftig; die Hand zitterte leicht, die sie dem neuen Gast zur Begrüßung reichte und auf die er seine Lippen presste.

"Lauter alte Bekannte," jubelte Lo händeclatschend. "Du hast Wort gehalten, Klaus. Meine Ueberraschung ist ganz und gar gelungen; aber warum kommst du so spät: du wolltest doch pünktlich zur Theestunde mit mir hier bei Erna zusammen-treffen?"

Herr von Berge hatte sich, mit allen Zeichen der Erschöpfung, auf einen kleinen Sessel fallen lassen. "Ich bin wie toll geritten, um überhaupt mein Wort noch halten zu können."

"Dienstliche Pflichten?" fragte Lo neugierig.

"Ja und nein, wie man es nehmen will. Unser Kommandeur sprach mir vertraulich den Wunsch aus, meinen ganzen Einfluß aufzubieten, einen Kameraden vor einem übereilten Schritt zu bewahren, der seine ganze Zukunft in Frage stellt."

"Natürlich wieder eine Frau?" fragte Frau von Brochem.

"Natürlich, meine Gnädigste."

"Und ist es Ihnen gelungen?"

Herr von Berge zuckte bedenklich die Achsel.

"Ich weiß es nicht, meine gnädigste Frau. Ihn in seinen Absichten schwankend zu machen, jedenfalls. Ob er der Ueberredungskraft einer geliebten Frau gegenüber standhaft bleiben wird, ist eine andere Sache."

"Was thut sie? Ist sie leichtfertig?" forschte Lo mit Kinderneugier.

"Nein, sie führt einen musterhaften Lebenswandel. Sie ernährt durch Zeichenunterricht Mutter und Geschwister, sie ist ein braves, charaktervolles Geschöpf."

"Aber? Was wohl ihr denn von ihr?"

"Daß sie nicht verlangt, ernst genommen, das heißt geheiratet zu werden, weil es meinem Freund seine Karriere kosten würde."

"Ihr seid verrückt," fertigte Lo die Sache kurz ab.

"Lo, das verstehst du nicht, du bist nicht aus Militärfreien, du weißt nicht, wie strenge man dort denken muß, will man die Standesehre voll aufrecht erhalten," sagte Frau von Brochem wichtig und mütterlich.

"Recht, recht, meine gnädigste Frau," pflichtete Herr von Berge bei. "Dafür, daß wir eine besondere Stellung in der Gesellschaft beanspruchen und, als Entschädigung für mancherlei realere Besitztümer, von Seiner Majestät eingeräumt bekommen, müssen wir auch unsere persönlichen Liebhabereien der Standesehre zum Opfer bringen. Wir müssen unangreifbar auch in unseren Familienbeziehungen sein, um uns auf der sozialen Höhe, allen Blicken ausgesetzt, erhalten zu können. Ah, Fräulein Schmachtahn, ich habe die Ehre," unterbrach er sich, indem er von seinem Sessel aufsprang, eine hochgeschlossene, dürre, ältliche Dame, die eben gravitätisch herein stolzierte, artig begrüßend.

Erna stellte sie ihrer Schwägerin vor: "Meine liebe Hausgenossin und Freundin, Fräulein Schmachtahn — meine Schwägerin, Frau Luise. — Liebe Schmachtahn, haben Sie gar nicht an unser körperliches Wohl gedacht? Keinen Theetisch, keine Vorbereitungen zu irgend einer Erfrischung; oder verbannen Sie uns in den Speiseaal? Gäste werden wohl kaum mehr kommen, wir könnten also immer unsern Thee nehmen."

"Ich bitte um Verzeihung, Frau Baronin. Karl kam, als er die Sonnen Auster von der Bahn holte, eben mit einer so schauerhaften Nachricht nach Hause, daß ich den Kopf darüber verlor —"

"Was keine Seltenheit wäre," schaltete Kurt ein.

"Und gar nicht mehr an irgend welche Anordnungen dachte. Der arme Mensch sah vor Schreck noch geisterblau aus, und mir ist's auch wieder in die Glieder gefahren, daß ich erst meine Baldriantropfen nehmen mußte."

"Wir kennen ja Ihre zarte Empfindsamkeit für jede leidende Kreatur, holbe Gottliebe, bis auf die zu schlachtenden Tauben herab, für die Sie sicher im stillen die Sterbegebete murmeln," spottete der unverbesserliche Kurt. "Wenn's aber auch die rohe Bedientenseele zum Geißelverlassen kommen ließ, muß es dieses mal fürchterlich gewesen sein. Weichten Sie schnell und erlösen Sie Ihr bedrücktes Gemüt; denn herunter muß es doch, sollen wir heute noch zu den verschriebenen holsteiner Austern kommen."

"Nun, liebe Schmachtahn?" ermunterte auch Erna. Sie wußte ja aus Erfahrung, ihre treubewährte, mitleidige Hausdame mußte den Alp erst von der Seele herunter gesprochen haben, ehe sie wieder fürs praktische Leben tauglich war.

"Karl hat mit eigener Lebensgefahr eine junge Dame von den Schienen mit Gewalt fortgerissen, als gerade ein Zug in Sicht kam. Ganz in der Nähe des Gepäckchupps, wo er zu thun hatte, wollte sie sich vor die einjährende Lokomotive werfen."

"Schrecklich, entsetzlich!" hallte es durcheinander, während Fräulein Gottliebe in Thränen schwamm. "Und ein so nettes, hübsches, junges Mädchen, die Zeichenlehrerin in der Luisenschule, die Sie ja auch kennen, Frau Baronin, soll es gewesen sein. Karl brachte sie, die ganz willenlos und stumpf war, nachdem sie zuerst wie eine Verzweifelte mit ihm gerungen, in einer Droschke nach Hause. Daher die Verspätung. Er zitterte noch am ganzen Leibe vor ausgetandener Angst."

"Das stille, bescheidene Mädchen, die kleine Hauptmannstochter, ist's möglich!" rief Erna entsetzt aus. "Was in aller Welt kann nur die Ursache zu so verzweifeltem Handeln gewesen sein?"

"Vermutlich steht dieser traurige Schluß in innigstem Zusammenhang mit dem, was ich vorhin erzählte," sagte Herr von Berge ernst. "Da die Sache wahrscheinlich in kürzester

Zeit stadtbekannt sein wird, brauche ich den Namen nicht mehr zu verheimlichen."

"Machen Sie sich jetzt keine Vorwürfe?" fragte Erna. "Nein," sagte er bestimmt. "Ich handelte nach Pflicht und Gewissen. Die Folgen kann ich dabei nicht in Berechnung ziehen. Außerdem kann schon der Zeit nach kein innerer Zusammenhang zwischen meiner Unterredung mit meinem Freund und der exaltierten Verzweiflungsthat bestehen."

"Nein," fiel Fräulein Schmachtahn ein, "der Vater des jungen Finkenstein war da und hat das arme Ding furchtbar heruntergekanzelt, daß sie seinen Sohn ruinire."

"Mein Gott, sie ist doch eine Offizierstochter. Daß sie bürgerlich und eine Lehrerin, wird sie doch nicht gerade unebenbürtig auch für einen Finkenstein machen; keineswegs aber wäre das Ursache, daß er bei einer Heirat den Dienst quittiren müßte. Ich verstehe das nicht!" sagte Frau von Brochem, die großen, schwärmerischen Augen vorwurfsvoll auf den verlegten zaudernden Offizier heftend. "Das ist engherzig, das ist klein gedacht, und Ihnen hätt' ich das nicht zugetraut," schloß sie mit zorniger Energie.

"Gegen den Vorwurf muß ich mich allerdings verteidigen, zumal es jetzt ohne Zweifel doch in die Öffentlichkeit dringt. Fräulein Mertens, meine Damen, hat eine Vergangenheit!"

"D!" riefen sie alle, wie aus einem Munde. Das "D" klang aber ganz verschieden von den einzelnen Lippen. Bei Elise Brochem klang's wie leise Enttäuschung und wie eine Beruhigung zugleich, daß kein Unrecht geschehen sei. Kurt lachte es wie einen guten Spaß heraus. Lo schrie es, mit neugierig funkelnden Augen, durstig nach Sensation, nach Ungewöhnlichem, nach Abenteuern, und nur Erna murmelte es mit erblichem Munde vor sich hin, mit einer Art Entsetzen, mit einem Ausdruck des Grauens auf ihrem schönen Gesicht, als erhöbe sich eine dräuende Gespenstergestalt vor ihren weitgeöffneten Augen.

"Was, was war es?" fragte Lo brennend neugierig.

"Wir forschten den Einzelheiten nicht nach, und wüßte ich sie, würde ich sie nicht kolportieren," sagte Herr von Berge mit dem gewohnten stolzen Ernst. "Daß eine sogenannte Vergangenheit existiert, genügt, ein Mädchen als Frau eines Offiziers unmöglich zu machen."

"Aber eine Gegenwart, eine recht nette, flotte, die erlaubt ihr und die darf sie sich schaffen, was? Die genießen viele von euren Offiziersdamen nachher recht gründlich, um sich für die tadellose Vergangenheit schadloos zu halten. Dagegen habt ihr wohl nichts einzuwenden, wie, mein Herr Cato mit der ehernen Sittengefäßtafel?" rief Lo mit zorniger Energie.

Er begnügte sich, die Achsel zu zucken und lächelte überlegen, wie man den ohnmächtigen Temperamentsausbrüchen eines Kindes zuschaut. "Solange es nicht zu toll getrieben wird, trägt der Mann die alleinige Verantwortung. Das ganze Regiment muß sich aber dagegen zu schützen suchen, daß ein Heißblütiger ihn nicht unwürdige Elemente einschmuggelt," wandte er sich, gleichsam entschuldigend, an die Hausfrau.

Hörte sie nicht? Wo weilt sie in diesem Augenblick mit ihren Gedanken, denn abwesend mußte sie mit diesen sein; sonst hätten nicht ihre schlanken Finger zerstreut und nichtachtend die herrliche Rose an ihrem Busen entblättert, die er ihr beim Kommen galant überreicht. Sie, die die Blumen so sehr liebte und noch dazu Blumen, die ihr von ihm kamen, achtlos zerstreuten? Das sah ihr nicht gleich.

II.

Merkwürdig still war der Rest des Abends vergangen. Erna blieb einsilbig und zerstreut. Weder Kurts witzige Ausfälle, noch Los toller Uebermut vermochten sie aus ihrer träumerischen Verunkenheit länger als auf Momente herauszu-reißen. Für die geistreichen Bemerkungen ihres Schwagers, eines kleinen, beweglichen Greises, der sich später einfinden, hatte sie nur höfliche Aufmerksamkeit, aber keinen jener schlagfertigen, scharfsinnigen Einwurfe, die dem alten Diplomaten diese kleinen Empfangsabende sonst stets so interessant gemacht. Selbst Klaus von Berge, der sich wahrlich nie über Unachtsamkeit von dieser Seite zu beklagen hatte, richtete ein paar mal vergeblich Wort und Blick an sie.

Beim Abschied standen sie einen Moment allein unter den weitschattenden Palmen des herrlichen Wintergartens.

"Was hatten Sie, Erna?" fragte Herr von Berge eindringlich.

"Ich denke nach, wie dem armen Mädchen zu helfen ist." "Ich fürchte, Sie mühen sich da vergeblich. Geschehenes ist nicht ungeschehen zu machen!" sprach er ernst.

"Durch ein ganz tadelloses Leben nachher nicht?" fragte sie sanft. "Sind Sie ein solcher Splitterrichter, daß Sie eine unüberlegte Jugendthorheit durch nichts wieder gut machen ließen?"

"Verstehen Sie mich recht," sagte er mit ruhiger Bestimmtheit. "Im Privatleben hat sich der Gatte ganz allein mit der Vergangenheit seiner Frau abzufinden. In unserer Stellung jedoch trägt er dem ganzen Stande gegenüber die Verantwortung für ihre Vergangenheit. Hat dieselbe keinen Mitwisser, so muß er sich selber fragen, ob er darüber fort kann; kennt ein anderer sie aber, so ist eine solche Verbindung für einen aktiven Offizier eine Unmöglichkeit!"

In Ernas totenblaßes Gesicht kehrte Leben zurück. "Wenn die Heirat ausgeschlossen, muß ein anderer Ausweg für die Vermisste geschaffen werden, und ich werde ihn finden," überlegte sie.

Erna, warum quälten Sie, die Sie gegen andere doch die Rücksichtnahme selbst sind, mich ganz allein, foltern mich durch dieses ewige Hinhalten? Hätte ich nicht tausend Beweise Ihrer hochsinnigen, ja hochherzigen Denkart, könnte ich Sie nicht durch und durch als eine groß und edel veranlagte Natur, der jedes Scheinen fremd ist, ich müßte Sie für eine kaltherzige Kokette halten, die mit meinen Empfindungen ein frivoles Spiel treibt."

"Wie, wieso?" stotterte Erna verlegen.

Mit fast zorniger Gewalt sprach der Rittmeister weiter und drückte ihre Hand mit einer Leidenschaftlichkeit, daß sie Schmerz empfand.

"Heute gewinne ich einen hübschen Terrain in Ihrer Gunst, und morgen schon drängt mich Ihre Zurückhaltung in die alte Position zurück. Heute redet Ihr wahrheitsliebendes Auge, dem Sie keine Gewalt anthon können, eine nicht mißzuverstehende Sprache, und morgen nimmt Ihre gemeine Haltung alles wieder zurück. Sie wissen genau, wie ich mit meinem ganzen

Denken und Fühlen Ihnen hingegeben, Sie wissen es seit einem Jahr, denn seit einem runden Jahr, seit Ablauf Ihrer Wittwenschaft werbe ich offenkundig um Sie. Können Sie die Kenntnis davon leugnen?" fragte er eindringlich.

"Nein," kam es zögernd von ihren Lippen. Ihre Augen wichen seinem offenen Blick aber aus.

"Haben Sie Geduld," ist Ihre ewige Antwort. "Gegen Sie kein Vertrauen zu meinem Charakter?"

Jetzt erhob sie die wunderbar berebten dunklen Augen zu ihm. Es lag ein ganz sonderbar fragender Ausdruck darin, als wolle sie die Tiefen seiner Seele durchforschen. Ihre Antwort, die sie langsam sprechend, gleichsam wie überlegend und an sich selbst gerichtet gab, stand eigentlich in gar keinem Zusammenhang mit der dringlichen Frage.

"Ich glaube, Sie sind unerbittlich hart gegen sich und andere?"

"Ist es eine so große Härte, daß ich darauf dringe, unser Verhältnis zu einander endlich klarzustellen. Was steht denn zwischen uns? Wir sind frei, reifen Alters und fühlen uns durch starke Neigung zu einander hingezogen. Oder täusche ich mich, überschätze ich Ihre Gefühle für mich?"

Sie schüttelte ausdrucksvoll das wunderschöne Haupt. "Weshalb diesen unnatürlichen Zwang denn? Aus welchem Grunde dieses zwecklose Hinhalten?"

"Ich wollte mich nicht wieder binden," stotterte Erna verwirrt.

"Sie waren nicht unglücklich in einer ersten Verbindung, die nicht die freie Neigung von Ihrer Seite geschlossen haben mag. Wie können Sie sich da vor einer zweiten fürchten, wo Sie dem Zuge Ihres Herzens folgen? Materielle Güter biete ich Ihnen wenig genug, aber ich fühle mit klarem Bewußtsein, daß ich Ihnen in meiner Person das Glück gewährleiste."

"Lassen Sie mir Zeit zur Ueberlegung," flehte Erna mit gefalteten Händen.

"Was da Ueberlegung!" rief er unwirsch. "Sie sind keine Egoistin, die nur sich leben will und die kleinen Selbstopferungen der Familie scheut. Was also kann Sie bestimmen, vor einer Entscheidung immer wieder zurückzuzufahren?"

"Ich gab Wedell mein Wort, den Mann meiner Wahl ein ganzes Jahr erst gründlich zu prüfen, eh' ich —"

Sie brach in angstvoller Ratlosigkeit ab.

"Oh! Sie ihm Ihr Jawort gönnen," fiel er helfend ein und dann ungeduldig: "Auch dieses Prüfungsjahr geht morgen abend zu Ende. Ich hoffe es bestanden zu haben. Morgen abend Schlag sieben Uhr hole ich mir Ihre Antwort. Ich liebe Klarheit in allen Lebenslagen, Bestimmtheit der Verhältnisse. So kann ich nicht weiter leben. Es nimmt mir die Gemütsruhe, die nötige Sammlung, meine Pflicht zu thun."

Zagend kam ihre Frage: "Und wenn, wenn die Entscheidung anders — anders ausfiele, als —?"

"Als ich zu erwarten berechtigt bin? Nun, meine Gnädigste, ich bin ja, Gott sei Dank, ein Mann. Ich würde zu ertragen versuchen mit der Willenskraft, die mir in allen Lebenslagen noch zu Gebote gestanden, aber ich würde die Rosenketten — das schwör' ich Ihnen — mit einem Ruck durchreißen und frei sein."

"Sie würden?" forschte Erna angstvoll — "Ihren Abschied —?"

"Da sei Gott vor, lieber sterben!" rief er kraftvoll. "Mein Beruf und ich gehören zusammen wie Licht zum Leben. Mein Beruf steht mir oben an, ich bin Soldat mit Leib und Seele. Ich würde mich einfach versetzen lassen."

Wie gebrochen fiel Erna auf eine Ruhebank.

"Sehen Sie," scherzte er freundlich, "so leichten Kaufs lassen Sie Ihren getreuesten Knappen doch nicht von hinnen ziehen. Ich denke, morgen abend trage ich das schöne Bewußtsein von dieser Stelle mit fort, daß nur der Tod uns noch voneinander reißen kann. Mögen gute Geister Ihnen die nächsten vierundzwanzig Stunden nahe bleiben," schloß er unendlich weich und drückte seine Lippen auf ihre zitternde kleine Hand.

Saß geistesabwesend verabschiedete sie den Rest ihrer Gäste, dann wandelte sie rastlos stundenlang durch die gelben Niesstege des immergrünen Wintergartens.

Wie eine schwarze Schlange ringelte sich die Schleppe ihres Hauskleides hinter ihr her, und düstern Schlangen gleich krochen die Erinnerungsbilder über den lichten Grund ihres heutigen Lebens hin.

Gegen Morgenrauschen that sich eine kleine Seitenpforte auf, und das Gorgonenhaupt Gottliebe Schmachtahns in spitzer weißer Nachtmütze und aufgeringelten Locken steckte sich hindurch. "Baronin, wollen Sie denn heut' gar nicht zu Bette gehen?" schalt sie mütterlich, zog das Umschlagetuch über der Nachtjacke zusammen und die heruntergefallenen Strümpfe in die Höhe. Ihre Jungfer weckte mich, das arme Ding kann sich vor Müdigkeit nicht mehr auf den Beinen halten. In ihrer Angst kam sie zu mir, weil sie fürchtete, es könne Ihnen was zugestoßen sein." Tiefe Mißbilligung sprach sich in ihrer Stimme aus.

"Daß sie zur Ruh' gehen!" rief Erna mit einer Ungebuld und Härte im Ton, die noch keiner bei ihr gehört, bei ihr, die die Rücksicht und Rücksicht selbst war.

Die Schmachtahn verschwand, kam aber gleich darauf mit einem Pelzumhang zurück.

"Vor allen Dingen binden Sie das mal um!" sagte sie mit einer Autorität, die keinen Widerspruch aufkommen ließ, und dann legte sie in mütterlicher Besorgnis ihren Arm um die fröstelnde Gestalt und sah ihr besorgt in das todesbleiche Gesicht.

"Was ist passiert, liebes Kind?" fragte sie mit der liebevollen Vertraulichkeit, zu der ihre jahrelange Freundschaft ihr wohl ein Recht geben mochte. Erna lehnte, wie Schutz und Ruhe suchend, den Kopf an die Axtungferbrust der treuen Seele zurück.

"Nun ist's so weit gekommen," sagte sie tonlos, und ihre Augen blickten ratlos die alte Vertraute an. "Wovor ich zittert, das ist jetzt da. Hätte ich doch die Kraft gehabt, beizzeiten davor zu fliehen!" rief sie leidenschaftlich und schlug verzweiflungsvoll die Hände zusammen. "Wie oft hast du mich gewarnt, wie oft mich darauf aufmerksam gemacht, daß es so kommen müsse, daß der Mann nichts halb thut, daß er sich nicht an dem Zauber des geistigen Zusammenseins genügen lassen, daß der ein Entweder — Oder verlangen werde. O, weshalb hab' ich mich nicht im Anfang gleich losgerissen! Jetzt — jetzt bricht es mir das Herz!"

„Muß es denn sein?“ fragte Gottliebe unter einem Strom der immer bereiten Thränen.

„Kannst du fragen? Du kennst ihn ja, diesen ehernen, unbiegsamen Mann, diesen Felsblock, den keine Macht der Welt vom Fleck wegbringt, wenn er nicht will, der sein Herz eher in eisernen Häuten zerdrücken würde, ehe er gegen seine Grundsätze handelt. Und du kennst ja seine Grundsätze, diese mittelstlos strengen, unbiegsamen. Eher tötet er sich und mich, eh' er dagegen handelt. Du hast ihn ja heut' erst wieder gehört,“ jammerte sie händeringend.

„Mein Himmel, das ist ja aber kaum der Rede wert,“ rief Gottliebe in heiligem Eifer.

„Meinst du, er sieht's so an, oder die, die er zu seinen Richtern machen würde? Standesehre, Standesehre!“ höhnte sie, schrill auflachend. Erna war außer sich. Ihre Augen funkelten. All das Weiße, Sanfte, das sie so bestückend machte, war von der armen Frau wie weggeblasen. In ihrer Seelenangst ward sie wild und hart.

„Nun, so schweige!“ redete Gottliebe zu.

„Ihn betrügen?“ fuhr Erna auf.

Die Schmachthahn zuckte die spitzen Schultern. „Armes Kind, du stehst da zwischen einer schlimmen Wahl. Sprichst du, so hast du mit einem Schemen zu kämpfen, den sie Standesehre nennen und der unter jedem andern Verhältnis — zum Beispiel, wenn es Kurt wäre — ohne jede Bedeutung bliebe. Und doch muß dieser Schemen, so wie dein Freund geartet ist, zwischen euch den Bruch herbeiführen. Du machst ihn, du machst dich um ein bloßes Phantom unglücklich.“

„Die Lüge,“ stammelte Erna unschlüssig.

„Brauchst du zu lügen? Bist du nicht Baronin von Wedell, zu Recht geborne Gräfin Bernsdorff. Ist ein Mensch da, der das anzweifelt, anzweifeln kann oder darf? Existiert außer mir eine lebende Seele, die etwas ahnt. Wird dich, die hochgeborene Frau, ein Mensch nach einer Vergangenheit fragen? Nimmt man nicht stillschweigend an, daß sie tadellos war? Wo zu die unnötige Offenherzigkeit also?“

Erna nickte ein paarmal ruhig. „Wie sagte er doch?“ sprach sie überlegend vor sich hin: „Wenn kein Mitwisser da sei — du, treueste der Frauen, rechnest nicht. Es giebt also keinen Mitwisser, und ich darf dem gewaltigen Zuge in mir folgen?“

„Unbedingt! Aber, nun beruhige dich auch. Wie siehst du aus, wenn dich Berge morgen so erblickt, muß er ja einen Schrecken bekommen. Es ist vier durch. Jetzt marsch ins Bett!“

Erna gehorchte wie ein Kind. Sie ließ sich von der Getreuen beim Auskleiden helfen und lächelte sie dankbar an, als die sorglichen Hände die Decke um die fröstelnden Glieder hüllten. Dann schlich die Schmachthahn auf ihren riesigen Sammetstühlen hinaus. Erna schloß die Lider, und selige Träume umgaulelten bald die friebliche Schläferin.

Herrn von der Berge ging's umgekehrt.

Mit ruhiger Glückseligkeit hatte er Erna verlassen, aber schon auf der Straße überkam ihn ein eigen bedrückendes Borgefühl nahen Unheils. Er empfahl sich kurz von seinen Verwandten und lehnte den vierten Platz in ihrem Wagen dankend ab.

Dann durchkreuzte er hastig die vornehmen Villenstraßen und sprang am Thor auf die Plattform einer überfüllten Pferdebahn. Ein Blick in den Wagen zeigte ihm ein eigen reizvolles Bild. Ein junges Fräulein war, den Kopf an die Schulter des Gatten geschmiegt, eingeschlafen, und er sah mit lächelnder Seligkeit auf das rosigte Gesichtchen mit dem geöffneten Munde herab. Er hatte nicht Licht der Mitfahrenden, so ganz versunken war er in sein junges Glück.

Von Berge seufzte schwer. Würde er dies heißersehnte, bürgerliche Liebesglück je kennen lernen mit der geheimnisvollen Frau, die bald Blut, bald Eis war? Die er nicht verstand? Er konnte den sonderbaren Druck von seiner Brust nicht abschütteln.

Ein Mann, der bei einer Kurventwendung des Wagens ihn anstieß, lächelte ein geziertes „Pardon“, und er sah dabei in das verschneite, scharf markierte Gesicht eines Menschen, der auf den ersten Blick mit seiner übertrieben modischen Kleidung und dem lose geschlungenen roten Halstuch den Eindruck eines Vorstadtschauspielers machte. Nur ein langer Schnurrbart nahm einigermaßen die Wirkung.

(Fortsetzung folgt.)

Ist Erwerbsarbeit für die Frau standesgemäß?

Von Frau J. Kettler.

Nachdruck verboten.

Sie gehört zu den heute vielfach erörterten Punkten, diese Frage: „Ist Erwerbsarbeit standesgemäß?“ Und die Antwort darauf pflegt eine sehr entschiedene zu sein, im bejahenden wie im verneinenden Falle; weshalb wir folgern dürfen, daß die solchen verschiedenartigen Antworten zu Grunde liegenden Anschauungen ebenfalls einander diametral entgegengesetzte sein müssen. Und dies ist in der That der Fall. Diese Anschauungen erwachsen aus grundverschiedenen Prinzipien, die den Antwortenden von Kindheit an eingepflanzt wurden, die ihnen in Fleisch und Blut übergegangen und nun ihre Früchte zeigen in den Urteilen der Erwachsenen über die sie berührenden Dinge der Welt. Dem einen Kinde wird gelehrt: „Dies ist richtig und jenes ist falsch unter allen Umständen.“ Und dem andern: „Dies ist richtig und jenes ist falsch, in dem Falle nämlich, daß u. s. w.“ Das eine Kind wird vor allem eine Sache zu glauben geneigt sein, das andere, sie zu prüfen, vorausgesetzt, daß die beiderseitigen Intelligenz- und Temperamentsveranlagungen diesem Erziehungssystem entgegenkommen.

Daß es sich bei obiger Frage nur um die Frauen der sogenannten höheren Stände handelt, brauchen wir nicht erst erwähnen; denn jene der sogenannten niederen Stände erwerben, müssen erwerben, ohne zu fragen.

„Ist Erwerbsarbeit standesgemäß?“ „Nie und nimmer,“ „keineswegs“ hören wir viele der verehrten Leserinnen antworten. Wir bitten Sie, Ihre Antworten genau zu merken, wie in jenen hübschen Gesellschaftsspielen, bei denen Sie Ihre Beantwortung gegebener Fragen auf Papierblättchen schreiben, die Sie hinterher aus der Hand geben. Es wäre nämlich nicht

unmöglich, daß Sie diese Antworten, nachdem Sie sie uns freudlich für eine kurze Weile überlassen und uns erlaubt haben, sie etwas genauer zu betrachten, nachher nicht mehr für die Ihren anerkennen wollten und uns beschuldigen würden, sie verdreht oder wohl gar hinter ihrem Rücken gefälscht zu haben. Darum wiederholen wir: einige Antworten lauten „keineswegs“, einige „nie und nimmer“.

Wollen Sie uns nun zuerst noch einige weitere Fragen erlauben? J. B. „Ist es standesgemäß, seine Kinder zu lieben, oder ist es standesgemäß, sie verhungern zu lassen? Ist es standesgemäß, Vater und Mutter zu lieben, oder ist es standesgemäß, sie in der Not zu verlassen?“

Und nur eine einzige Stimme hören wir jetzt. Wie aus einem Munde tönt es uns entgegen: „Welch' absurde Fragen! Selbstverständlich ist es standesgemäß, seine Kinder, Vater und Mutter zu lieben. Verwerflich ist es, seine Kinder verhungern, Vater und Mutter in Not zu lassen, verwerflich und nicht standesgemäß.“ Wie? Jetzt sagen Sie: „Selbstverständlich ist es standesgemäß, seine Kinder, Vater und Mutter zu lieben“, und vorhin sagten Sie „nie und nimmermehr“? „Verwerflich ist es,“ sagen Sie jetzt, „seine Kinder verhungern, Vater und Mutter in Not zu lassen“, und vorhin sagten Sie „keineswegs“?

„Das hätten wir gesagt?“ fragen Sie erstaunt. Allerdings! Denn die Frage, ob Erwerbsarbeit standesgemäß sei, heißt eben in unzähligen Fällen nichts anderes als: „Ist es standesgemäß, seine Kinder zu lieben und sie nicht verhungern zu lassen?“ Nichts anderes heißt es als: „Ist es standesgemäß, Vater und Mutter zu lieben und sie nicht in der Not zu verlassen!“

Schauen Sie sich um, Sie finden den Beweis überall! Hier sehen Sie eine Familie, die den Ernährer plötzlich verloren; die Kinder mühen verhungern, wenn die Mutter nicht ihre Ernährerin würde, wenn sie nicht erwirbt. Eine Mutter, die ihre Kinder liebt, läßt dieselben nicht verhungern; will sie sie nicht verhungern lassen, so muß sie sie ernähren; will sie sie ernähren, so muß sie — erwerben. Dort finden Sie die die Eltern eines Mädchens plötzlich durch Vermögensverlust in Dürftigkeit versetzt. Die gewohnten Bequemlichkeiten versagt ihnen die Armut des Alters. Hat die Tochter nicht ein Herz von Stein, so jammert es sie, wenn die alten ruhebedürftigen Eltern, die alles gethan, ihr bisher das Leben schön zu gestalten, zum Lohn dafür ihre Tage in Dürftigkeit, wohl gar in Elend beschließen sollen. Eine Tochter, die ihre Eltern liebt, läßt sie nicht im Elend; ihr Elend mildern kann sie nur, wenn sie ihnen die Mittel schafft zur Erhaltung und Verbesserung ihres Lebens, d. h. zur Erlangung gesunder Nahrung, Wohnung und Kleidung. All das kann sie nur beschaffen, wenn sie — erwirbt.

Was würde es ihr in diesem Falle nützen, eine Liebende Tochter zu sein und nicht zugleich eine Erwerbende? Glauben Sie, daß es sie beruhigen und trösten würde, als Liebende Tochter die Hände in den Schoß zu legen und zu sagen: „Aber ich liebe sie ja von Herzen“ — in dem Moment, wo sie die Eltern an Entkräftung, aus Mangel an Pflege hinsiechen sähe? Und dieser angeführten Fälle sind unzählige. Sie geben uns daher recht, nicht wahr, wenn wir sagen, daß in unzähligen Fällen die Frage: „Ist Erwerbsarbeit für die Frau standesgemäß,“ dasselbe bedeute, wie jene: „Ist es standesgemäß für die Frau, ihre Kinder, ihren Vater und ihre Mutter zu lieben?“ Und hierauf haben Sie zu unserer Freude erwidert: „Welch' absurde Fragen!“ Was heißt das nun nach all' diesem anders als: „Wie absurd zu fragen, ob Erwerbsarbeit standesgemäß?“ Sie sagen jetzt mit uns, wir zweifeln nicht daran: „Diese Frage kann nur derjenige stellen, der nicht klar darüber ist, was sie im Grunde bedeutet; denn ebenso gut könnte er ja fragen: Ist es standesgemäß für die Frau, ihre Kinder, ihre Eltern zu lieben?“ — und dafür würde man ihn auslachen. Unsere Frage kann nur derjenige verneinen, der seinerseits sich nicht bewußt ist, daß er damit sagt, es sei nicht standesgemäß für die Frau, ihre Kinder, ihre Eltern zu lieben.

Wir glauben, verehrte Leserinnen, Sie wissen, welche Antwort Sie als liebende Mutter oder Tochter oder Schwester auf solche — wir wollen einmal sagen — „naive“ Frage zu geben haben. Sie werden sagen: „Solange es noch für standesgemäß gilt für die Frau, ihre Kinder, ihre Eltern zu lieben und nach Kräften für sie zu sorgen, solange muß es standesgemäß sein, für sie zu erwerben; denn es giebt unzählige Fälle, wo das erstere ohne das letztere absolut wertlos ist. Sobald es jedoch als standesgemäß für die Frau erklärt werden wird, ihre Kinder, ihre Eltern verhungern zu lassen, sobald wird Erwerbsarbeit nicht standesgemäß für sie sein — aber keinen Augenblick früher.“

Bei Beantwortung der hier in Rede stehenden Frage kommt es also nicht — das ist vor allem klarzustellen — auf Ansichten an. Vielmehr ist diese Antwort aus feststehenden, allgemeinen gültigen — weil allgemein menschlichen — Begriffen in konsequenter logischer Entwicklung hervorgegangen, sie muß also selber logisch sein. Wir können nun aber ihre Logik, ihre Richtigkeit noch auf andere Weise darthun. Wenn man nicht ganz ohne Gedanken eine Frage bejaht oder verneint, so legt man sich dabei eine neue Frage vor, die nämlich: „Was würde sich hieraus ergeben?“ Nun wohl, lassen Sie uns einmal die Probe machen, lassen Sie uns sehen, welches die Folgen sein würden, wenn die Gesellschaft heute ein Gesetz erließe, welches lautete: „Die Frau der sogenannten höheren Kreise soll keine Art von Erwerbsarbeit leisten, denn Erwerbsarbeit ist nicht standesgemäß für sie,“ dies Gesetz, das in kindlicher Unbefangenheit von Unzähligen ausgesprochen, von Unzähligen nachgebetet und von Unzähligen — zu ihrem Glück und dem der Gesellschaft — übertreten wird.

Befehlen Sie allen Töchtern aller Familien genannter Stände, nicht mehr zu erwerben, sondern hübsch zu Hause zu bleiben, wie es sich für häuslich erzogene Töchter gezieme! Die unabsehbaren Scharen dieser Töchter, mögen sie Lehrerinnen, Erzieherinnen, Repräsentantinnen u. s. w. sein — sie kehren zurück an den häuslichen Herd. Zu welchem Zweck? Zu dem Zweck, ihrer Familie das Leben zu verschönern. Wie vielen der hier in Betracht kommenden Elternpaare mögen ihre Vermögensverhältnisse wohl den Luxus gestatten, ihre Töchter einzig zur Verschönerung des Familienlebens zu erziehen? Was mag wohl solches der Mehrzahl der Töchter gewiß eigenes Talent, „das Leben zu verschönern“, wert sein, wenn die Möglichkeit, dieses Leben überhaupt erhalten zu können, in Frage steht, wenn der einzige Erhalter der zahlreichen Familie auf Befehl des Herrn aller Herren die Arbeit einstellen muß? Wir glauben — nicht einen einzigen Heller wert!

Was also wäre die Folge eines solchen Gesetzes? Der Ruin tausender von Familien! Erklärt denn nun aber die Gesellschaft den Ruin einer Familie für standesgemäß? Nein, den Ruin erklärt sie erst recht für unstandesgemäß, sie verdammt ihn geradezu. Gut, wenn sie die natürliche Folge eines Gesetzes verdammt, so muß sie auch dies Gesetz selber verdammen, das Gesetz: „Die Frau soll nicht erwerben, denn Erwerbsarbeit ist nicht standesgemäß für sie.“ Wir brauchen hier nach wohl nicht erst zu fragen, ob es standesgemäß ist, wenn die Frauen und Mädchen genannter Familien ehrenhaft erwerben, oder wenn sie durch Nichterwerb ihre Familien und sich selbst dem Ruin in die Arme führen, dem Ruin und allem, was mit ihm zusammenhängt. Hat man es denn je für standesgemäß erklärt, zu — betteln? Und wäre nicht „Betteln“, trauriges, demütigendes, ja unehrenhaftes „Betteln“ die letzte Ausflucht für diese Tausende, denen man verbieten wollte zu erwerben? Wenn man nun aber nicht zu behaupten wagt: „Betteln ist standesgemäß für euch“, wie kann man dann so gedankenlos sein, zu gleicher Zeit zu sagen: „Aber das einzige, was euch vor dem entehrenden, vor dem unstandesgemäßen Betteln zu schützen vermag, ehrenhafte Erwerbsarbeit, ist trotz alledem nicht standesgemäß; und das, was euch dem unstandesgemäßen Ruin, dem entehrenden Betteln in die Arme treibt — der Müßiggang — ist trotz alledem allein standesgemäß. Wir stimmen wohl miteinander darin überein, daß eine solche Logik sich für Geld hören lassen könnte. Nach der jetzt indessen noch allgemein gültigen Logik hat die Gesellschaft im Gegenteil nur zu sagen: „Erwerbsarbeit ist standesgemäß für die Frau, denn nur durch ihre Erwerbsarbeit (offene oder heimliche) sind tausende von Familien imstande, sich vor dem Ruin zu retten, der das Unstandesgemäße ist, was sich denken läßt.“

Zum Schluß erlauben Sie uns noch, Ihnen eine kurze Geschichte zu erzählen. Aus einer kleinen Stadt Norddeutschlands wurde uns vor kurzem folgendes berichtet. Eine junge Dame verlor plötzlich den Vater; die Mutter war schon vor Jahren gestorben. Die kleine Waisenpension, welche diese Tochter erhielt, reichte nicht hin zur Erhaltung ihrer selbst und ihrer jüngeren Geschwister; Vermögen war nicht vorhanden. Sie faßte den Entschluß, Unterricht zu geben. Es gelang ihr, viele Schülerinnen zu erhalten, denn sie hatte gute Kenntnisse und ein angeborenes Talent zum Lehren. Somit ward es ihr ermöglicht, sich und die Geschwister — standesgemäß zu erhalten. Sobald es bekannt ward, daß Fräulein S. Unterricht erteile, und zwar gegen Bezahlung, zogen sich ihre guten Freundinnen nach und nach von ihr zurück. Einer einzigen unter ihnen war dies Benehmen der übrigen peinlich. „Schämt ihr euch nicht,“ sagte sie zu den anderen, „handelt sie nicht in hohem Grade ehrenhaft, wenn sie erwirbt, wenn sie sich und die Geschwister durch ihren Erwerb erhält? Ich verkehre nach wie vor mit ihr!“ Und sie hielt Wort, diese tapfere Heldin ihrer Ueberzeugung, sie verkehrte auch ferner mit ihr — aber heimlich, „damit die anderen Leute es nicht erfahren.“

Aus welchem Grunde wir Ihnen diese kleine wahre Geschichte erzählten, verehrte Leserin? Zu welchem Zweck? Nun, natürlich aus einem ganz bestimmten Grunde. Zu dem ganz bestimmten Zweck, Ihnen zu zeigen, daß es zweierlei ist, zu fühlen und — es auszusprechen: „Ja, es ist standesgemäß, weil es ehrenhaft ist.“ Ist es nicht erstaunlich, daß so viel Mut dazu gehört, zu sagen: „Was ehrenhaft ist, ist auch standesgemäß!“ Ist es nicht erstaunlich und — traurig?

Wir glauben, wenn Sie erkannt haben, wie viel Ehrenhaftigkeit, wie viel silbes Helldentum, wie viel echte, edle Weiblichkeit wir einem Mädchen, einer Frau bezeugen, indem wir von ihr sagen: „Sie erwirbt“ — so werden Sie den ehrenhaft Erwerbenden Ihres Geschlechts eine bessere Freundin werden als jene, welche deren Freundin zu sein wagt — heimlich, „damit die Leute es nicht merken.“ Sie werden sie auch auszusprechen sich nicht scheuen, die Ueberzeugung, die Ihr Gefühl und Ihr Verstand Ihnen erschlossen hat, Sie werden sagen: Wenn die Gesellschaft nicht die Macht und den guten Willen hat, einem jeden Mädchen, einer jeden Frau den Ernährer für ihre ganze Lebenszeit an die Seite zu stellen und damit deren Existenz und gleichzeitig die ihrer Familien zu sichern, so hat sie selbstverständlich auch keinerlei Recht, ihnen zu sagen: „Ihr sollt nicht erwerben, denn Erwerbsarbeit ist nicht standesgemäß für euch.“ Sie müßte denn zugleich zu behaupten wagen: „Aber euch und eure Familie ruinieren, betteln und verhungern — das ist standesgemäß für euch.“

P f i n g s t e n .

Pfingsten ist's! Aus dunkeln Grüften Drängt es sich dem Licht entgegen. Welch ein Jauchzen in den Lüften! Welch Frohlocken allerwegen! Seine weißen Blütenkerzen Trägt der Baum, und schmeichelnd kosen Unter minniglichen Scherzen Falter mit den jungen Rosen.

Alles Jubel, Lust und Freude, Und das Herz wird froh es inne: Lenz und Erde feiern heute Wonnevoll das Fest der Minne. Darum fort mit finstern Sorgen! Fort mit Zweifeln und mit Gramen! Nichts soll an dem heut'gen Morgen Un'res Geistes Schwingen lähmen!

In dem Tempel, allen offen, Soll er frei zu dem sich heben, Der erfüllte unser Hoffen Und den Lenz uns neu gegeben. Geist der Liebe! ausgegossen Auf die reizgeschmückte Erde: Jedes Herz sei dir erschlossen, Daß es drinnen Pfingsten werde!

E. Greiner.

Berliner Bühnen und Bühnenkünstler.

Hervorragende Charakterdarsteller.

Mehr und mehr beginnt die deutsche Kaiserstadt an der Spree auch künstlerisch die Vorherrschaft zu erringen, die sie politisch seit zwei Jahrzehnten unbestritten besitzt und in gewerblicher und wissenschaftlicher Beziehung gleichfalls seit längerer Zeit bereits gewonnen hat. Namentlich haben die Theaterverhältnisse in den letzten Jahren eine völlige Umgestaltung, einen gewaltigen Aufschwung zum Besseren erfahren. An die Stelle der wenigen kleinen Bühnen, die mit verhältnismäßig ärmlichen und dürftigen Mitteln, wenn auch bisweilen vorzüglichen schauspielerischen Kräften, die Ideen unserer großen Dramatiker meist nur unvollkommen zum Ausdruck bringen konnten, ist jetzt eine ganze Reihe vornehmster Kunst-institute getreten, die es wohl verstehen, die Bilder der Phantasie des Dichters durch scenische Mittel trefflich nachzuzeichnen, und die hierdurch eine Fülle von Poesie auf die Bühne gebracht, vor allem die Schöpfungen unserer klassischen Dramatiker uns erst zu vollem Verständnis geführt haben. Je reicher die moderne Bühne unsere Sinneseindrücke gestaltet, je intensiver sie unsere Phantasie in die vom Dichter beabsichtigte Stimmung zu versetzen weiß, um so wirksamer treten die großen Konturen des Dramatischen, um so schärfer die Gestalten des Dichters hervor, um so voller und nachdrücklicher kommt also auch das rein Gedankliche zur Geltung.



Max Grube.

eine gleichfalls als treffliche Schauspielerin bekannte Gattin zur Seite steht, in der Familie sein fünfunds-zwanzigjähriges Jubiläum.

Dr. Max Pohl, der jüngste unserer drei Charakterdarsteller, ist gleichfalls ein Wiener, geboren am 10. Dezember 1855. Nach Absolvierung des Gymnasiums und des juristischen Fakultätsstudiums wurde Pohl 1878 zum Doktor promoviert. Im Herbst desselben Jahres begann er seine schauspielerische Tätigkeit an einer kleinen feierlichen Bühne. Von hier ging er an das Stadttheater in Leipzig, wo es dem jungen Künstler vergönnt war, an seiner Ausbildung drei Jahre lang unter Leitung des ausgezeichneten Direktors August Förster zu arbeiten. Mit dem Ende der Direktion Förster zog auch Pohl aus Leipzig fort, verbrachte ein Jahr in Hamburg, einen Winter in Moskau, und wurde im April 1884 an das Deutsche Theater in Berlin engagiert, das in ihm seine hervorragendste schauspielerische Kraft besitzt. Von Pohl heißt es, daß er nie eine Rolle verdirbt; er gestaltet durch scharfe und sichere Tätigkeit seines urteilenden Verstandes jede Rolle zu einer bis ins kleinste Detail sorgfältig durchgebildeten Studie, die den verständnisvollen Zuschauer stets wohl befriedigt. Schöne Naturmittel ermöglichen ihm vollends harmonische Durchbildung der Rolle, sodaß Pohls ganze Erscheinung stets einen wohlgefälligen, edlen Charakter trägt.

G. D.



Adolf Klein.

beachtet und engagiert wurde; weiter aber brachte er es zunächst in Meiningen nicht, da er beständig am Lampenfieber litt und deshalb für vollkommen Bühnenunfähig gehalten wurde. In richtiger Selbsterkenntnis und getrieben von dem rastlosen Streben, den störenden Fehler zu beseitigen, nahm der junge Künstler Urlaub und schloß sich einer im sächsischen Erzgebirge umherziehenden Wandertruppe an, die ihm Gelegenheit bot, allabendlich in größeren Rollen aufzutreten und so die Angst und Schüchternheit rasch zu überwinden. Mit den Meiningern zog Grube alsdann nach Berlin, wo jene treffliche Künstlerschar damals zum erstenmale gastierte. Und hier trat der große Glücksfall ein, der aus unserm bis dahin unbekanntem und unbeachteten Histrionen einen wohlangeesehenen Schauspieler machte. „Was ihr wollt“ war für einen Abend angekündigt;



Dr. Max Pohl.

Wie nun in der gesamten modernen Kunst eine Neigung vom Plastischen zum Malerischen wahrzunehmen ist, so auch in der Darstellungskunst, die das erhabene Pathos des antiken Dramas abgelegt hat und, dem realistischen Zuge der Zeit folgend, physiognomisch durchgebildeter, porträtartiger geworden ist. Dieser schärfer individualisierenden Kraft ist es denn auch gelungen, durch lebensvolle und bezeichnende Mienen und Gebärden die feinsten Charakterzüge, durch eine naturwahre, maßvolle, edle Sprache die Tiefen und Schönheiten der Dichtertexte besser herauszuarbeiten, als dies vormals geschehen konnte.

Wir bringen heute die Bildnisse dreier Bühnenkünstler, die in dieser modernen Art der Individualisierung Hervorragendes leisten, durch ihre große geistige Begabung für ernste Charakterrollen sich zu gefeierten Lieblingen des Publikums gemacht haben und durch die minutiöse Durchbildung ihrer Aufgaben den Zuschauer, selbst den widersprechenden, stets in hohem Grade zu fesseln wissen: Max Grube vom königlichen Schauspielhaus, Adolf Klein vom Lessingtheater und Dr. Max Pohl vom Deutschen Theater zu Berlin.

Gemeinsam ist den genannten drei Künstlern die eminente Darstellungskraft nicht allein für das Heroisch-Deklamatorische, sondern für alles rein Menschliche, das über die platte Wirklichkeit hinausreicht, also nicht bloß für klassische Rollen, sondern nicht minder für die Werke neuerer Dichter. Während aber Grube, der „Lewinsky“ des Nordens, und Klein, der „Sonnenthal“ Berlins, zu jenen begnadeten Künstlernaturen gehören, bei denen die Inspiration ebenso mächtig wirkt, wie ihre Reflexion und ihr Studium, ist Dr. Pohl mehr durch sein beharrliches Streben und seinen scharf berechnenden Verstand, der stets im richtigen Moment und mit vollster Sicherheit die geistigen Resultate durch äußere Mittel zur Anschauung bringt, auf jene Höhe der Charakterisierungskunst gelangt, die ihn heute gleich seinen genialen Kollegen auszeichnet.

Max Grube ist am 25. März 1854 in Dorpat als Sohn eines russischen Staatsrates geboren. Nach längeren fruchtlosen Kämpfen mit dem Vater, der von der unsicheren Bühnenlaufbahn absolut nichts wissen wollte, ging der neunzehnjährige Jüngling, welcher in Breslau das Gymnasium besucht hatte und hier hauptsächlich durch Holteis Einfluß dem Theater zugeführt worden war, eines Tages in die weite Welt hinaus und wandte sich direkt nach Meiningen, an die dortige bestangesehene herzogliche Bühne. Grube hatte insofern Glück, als er vom Herzog

um 11 Uhr vormittags meldete sich aber der Darsteller einer schwierigen Rolle krank; in höchster Not wandte man sich an Grube, und der Wurf gelang! — Seit jenem Abend ging es mit dem jungen Künstler rasch aufwärts; er wurde nacheinander engagiert nach Lübeck, wo er in Emanuel Geibel einen trefflichen Freund und Berater fand, nach Bremen, Leipzig und Dresden; von hier kehrte er im J. 1886 wieder zur Meiningener Truppe zurück, um mit dieser auf Gastreisen zu gehen und in allen europäischen Großstädten glänzende Erfolge zu erzielen. Seit einem Jahre gehört Grube dem königlichen Schauspielhaus in Berlin an und wirkt hier vorzugsweise als Vertreter klassischer Rollen, besonders erfolgreich in den Dramen Schillers und Shakespeares, beispielsweise als Wallenstein, Franz Moor, König Lear, Caliban u. s. w. Durch die Tiefe seiner Auffassung, durch die realistische und kraftvolle Darstellungsweise und durch die rücksichtslose Energie seiner Leidenschaft hat er sich hier allseitige Anerkennung erworben. Seine überaus lebendige Mimik und Deklamation sind freilich mehr charakteristisch pacend als in idealem Sinne schön zu nennen.

Adolf Klein wohnte als fünfzehnjähriger Knabe in seiner Vaterstadt Wien, wo er am 15. August 1847 geboren ist, zum erstenmale einer Theatervorstellung bei und wurde vom dem Spiel — es war eine Vorstellung des „Don Carlos“ im Burgtheater — so mächtig ergriffen, daß er den unabänderlichen Entschluß faßte, sich der Bühne zu widmen. Im Jahre 1865 erhielt er in Baden bei Wien das erste Engagement; er spielte hier, wie später in Dedenburg, Hermannstadt, Budapest, alle ersten Charakterrollen, daneben aber auch alle Operettengesangspartien. 1871 kam er zum erstenmale nach Berlin an das damalige Nationaltheater, fünf Jahre später, nachdem er in Königsberg, Lübeck und Leipzig engagiert gewesen, an das Berliner Schauspielhaus, dem er vier Jahre als Mitglied angehörte. Im letzten Jahrzehnt wirkte der Künstler in Wien am Burgtheater, in Hamburg und in Dresden. Bei der Begründung des Lessingtheaters in Berlin folgte Klein einem Rufe der Direktion an diese Bühne, und hier in Berlin gelang es dem trefflichen Schauspieler, seinen Ruf als Charakterdarsteller vollumfänglich zu bewahren. Seine geistige Auffassung und Vertiefung der Rollen verdienen rücksichtslose Anerkennung, seine elegante Ausföhrung derselben im modernen Konversationsstück — beispielsweise als Graf Traut in Sudermanns „Ghre“ — steht unerreicht da. Am 4. März dieses Jahres beging der geniale Künstler, dem

Wahrheit.

Erzählung von Eva Treu.

(Schluß von S. 174.)

Nachdruck verboten.

„Rena, sieh, wie schön wir gebaut haben!“ riefen die Kinder ihr entgegen. „Sieh, das ist ein großes Schloß, darin sollst du wohnen als verzauberte Prinzessin, und einmal, wenn wieder hundert Jahre um sind, kommt ein Prinz und giebt dir einen Kuß, und dann bist du erlöst und dann — o Max, du scheußlicher Junge, nun ist alles entzweit!“ denn ein ungeschickter Ellenbogen hatte das künstliche Gebäude unanft berührt, und der ganze Prachtbau stürzte polternd zusammen.

„Ja, was wird denn nun aus mir?“ sagte Rena und bückte sich, um den Kindern zu helfen.

„Du — ja, du kannst nun nicht erlöst werden! Du bleibst nun immer verwünscht.“

„Ich fürchte auch, daß es so wird,“ sagte das Mädchen und seufzte leise, aber die Kinder achteten nicht darauf.

Am nächsten Tage hatte Rena ihre Ruhe fast wieder gefunden. Sie konnte lächeln, wenn die Tante sagte: „Nun hat er unsern Brief,“ oder „Wer weiß, ob er nun nicht vielleicht abreist, Rena; weißt du, wie die Züge liegen?“ Es war ihr unverständlich, daß die Regierungsrätin sich an solchen nutzlosen Berechnungen erfreuen mochte, ja, daß es auf ihrem Gesichte fast wie Siegesgewißheit zu liegen schien, sie hätte gern gebeten, sie mit diesen Bemerkungen zu verschonen, die ihr weh thaten, aber sie begnügte sich, zu schweigen, eingedenk der Thatfache, wie sehr sie gestern gegen den Wunsch der Verwandten gehandelt hatte.

Abends, als die Familie beim Thee saß, meldete man den Besuch eines Herrn. Die Regierungsrätin warf Rena einen schnellen Blick zu, aber beschäftigt, einem der Kinder das Brot zu reichen, hatte sie die Meldung überhört, und die Tante erhob sich schnell und verließ das Zimmer. Wieder nach ein paar Minuten ließ sie Rena bitten, auf einen Augenblick in den Salon zu kommen.



Holländisches Interieur. Gemälde von Kalkreuth d. j.

„Hier ist jemand für dich, mein Kind,“ sagte sie lächelnd, als Rena die Thür öffnete.

Das Mädchen stand auf der Schwelle still. Sie hob die Hand zu den Augen, als blendete sie, was sie sah, und doch war es Dämmerung im Zimmer. Auf ihrem feinen Gesichte wechselten Blässe und fliegende Röthe.

Konnte es denn sein? Stand er dort, der Mann, den sie lieb hatte? Er war also gekommen trotz allem, was sie ihm geschrieben hatte; er war es, der auf sie zukam, der ihre Hände in seine nahm, sie an sich zog, sie dachte nichts weiter.

„Nun bin ich hier wohl überflüssig,“ sagte die Tante, den beiden zunickehend; niemand achtete darauf, daß sie ging.

Er war gekommen. Rena verstand nicht, was er zu ihr sagte, sie verstand nur, daß sie sehr glücklich wäre.

„Sie — Sie sind da,“ stammelte sie, „Sie verschmähen mich nicht trotz alledem.“

„Still,“ sagte er und küßte sie auf den Mund, „von diesen thörichten Dingen wollen wir nun und allezeit schweigen.“

Und sie schwieg, obgleich ihr war, als müßte sie ihm jetzt, jetzt gleich danken mit all dem warmen, überströmenden Gefühl, das in ihrem Herzen emporquoll.

Wenige Wochen darauf fand eine stille Trauung statt; den Hochzeitsfeierlichkeiten wohnten nur die nächsten Freunde bei. Einer Ausstattung für die Braut hatte es kaum bedurft, da der wohlhabende Bräutigam sich ein Vergnügen daraus machte, alles Nötige zu besorgen. Und was er gern mit vollen Händen gab, das nahm sie freudig ohne Besinnen

an. Gab er ihr doch weit mehr als Geldeswert, so sagte sie sich immer wieder dankbar.

Dann reiste das junge Paar ab, und im Bekanntenkreise wurde man bald müde, das Glück zu besprechen, das die vermögenslose Renate gemacht hatte. Man wandte sich anderen Dingen zu.

Sie „hatten“ sich ja, also waren sie abgethan.

Zwei Jahre sind vergangen!

Werner und seine Frau gelten in ihrem Kreise für ein ungewöhnlich glückliches Ehepaar, und gewiß, sie sind es wirklich. Ueber Rena ist eine Heiterkeit gekommen, welche ihrem Wesen früher fremd war?

Es ist, als trüge diese Frau einen Talisman bei sich,

der ihr unmerklich über jede kleine Verdrießlichkeit und Enttäuschung des täglichen Lebens hinweg hilft. Das Alltagsleben ist nicht immer dazu angethan, daß zu einander gehörende Menschen sich unablässig gegenseitig ihre Liebe zeigen; Werner ist außerdem ein Mann, dem viel äußerliche Zärtlichkeit als etwas Ueberflüssiges erscheint, und es können Tage hingehen, an denen er seine Frau kaum zu beachten scheint, ja, selbst eine unfreundliche Laune überkommt ihn zuweilen, wenn ihn Geschäfte überhäufen oder verdrießen.

Rena läßt sich dadurch nicht anstecken, nicht nur, weil sie weiß, daß solche Zeiten vorübergehen, wie Wolken, sondern weil sie sich immer wieder mit einer stillen Fröhlichkeit sagt: „Das ist nur äußerer Schein. Ich weiß es ja, wie lieb er mich hat. Wer das thut, was er gethan hat, mit dem rechnet man nicht um Kleinigkeiten.“

Sie würde vollendet glücklich sein, wenn nicht seit einigen Wochen ein Schatten auf ihr Leben fiel, den sie nicht verschuchen kann. Sie bemerkt, daß sich der Zustand ihrer Augen verschlechtert, wenig zwar, nicht genug, um sie bis jetzt in irgend einer notwendigen Berrichtung zu behindern, aber doch genug, um ihr selbst unverkennbar zu sein. Es ist zum erstenmal seit ihrer Verheiratung, daß sie dergleichen bemerkt. Schon hatte sie angefangen zu hoffen, es möchte so bleiben; schüchtern, zaghaft, kaum noch wagend zu danken, hatte sie sich gesagt, Gott wolle ihr vielleicht auch dies unerhörte Glück noch schenken zu allem übrigen, was er ihr gegeben hat. Da taucht das Gespenst, das sie so sehr fürchtet, plötzlich in der Ferne wieder auf, und ihr ist, als könnte es nun näher, immer näher kommen und sie vernichten.

Vor einer Woche hat sie sich brieflich an denjenigen Augenarzt gewandt, welchen sie schon früher einmal zu Rate gezogen. Er hat geantwortet, es ließe sich ein Urteil ohne eine abermalige Untersuchung der Augen nicht abgeben, doch fürchte er, daß er nicht im Stande sein werde zu helfen. Rena trägt diesen Brief ununterbrochen bei sich, seit sie ihn empfing. Unzähligmal hat sie ihn gelesen, stets aufs neue versuchend, ihm eine tröstlichere Deutung zu geben, ohne es doch zu können.

Sie muß den Arzt aufsuchen, aber sie kann die Reise nicht machen, ohne vorher mit Werner darüber gesprochen zu haben.

Ihr graut davor, das zu thun. Feigheit nennt sie es; aber seit dem Tage ihrer Verlobung hat sie es nicht über sich gewinnen können, über das, was die Zukunft ihr bringen kann, mit Werner zu reden, und sie hat es ihm als ein besonderes Zeichen von Zartgefühl angerechnet, daß auch er über diesen Punkt stets geschwiegen hat. Es ist ihr immer gewesen, als könnte sie durch eine bloße Erwähnung heraufbeschwören, was sie so fern wünschte.

Nun muß der Bann gebrochen werden. Jetzt kommt sie, die Sorge, man kann ihr nicht mehr ausweichen, und Tag für Tag sinnt die junge Frau, wie sie es anfangen soll, sie dem geliebten Manne möglichst schonend aufzulegen. Ein paarmal schon hat er gefragt: „Du bist so blaß, Rena, fehlt dir etwas?“ oder „Sorgst du dich um etwas, Rena? Sage es mir.“ Aber dann hat sie jedesmal gelächelt, den Kopf geschüttelt und die Gelegenheit vorübergehen lassen. Sie kann es nicht sagen.

Das Ehepaar sitzt beim Frühstück, welches Werner gern gemächlich lang auszudehnen pflegt, ehe er sich an seine Geschäfte begiebt. Beide durchblättern die Zeitungen, Rena hat die Familiennachrichten vor sich.

Nun reicht sie das Blatt ihrem Manne hinüber und deutet auf eine Notiz. Die Aufhebung einer Verlobung, welche erst vor wenigen Wochen stattgefunden hat, wird darin bekannt gemacht. Man hatte seinerzeit viel darüber gesprochen, weil sich die Brautleute nach ganz flüchtiger Bekanntschaft zu einander gefunden hatten.

„Ich wußte es schon seit gestern,“ sagt Werner, das Blatt zurückgebend. „Sagte ich dir nicht davon?“

„Nein. Wie häufig hört man heutzutage, daß Verlobungen rückgängig gemacht werden. Das ist doch wohl auch ein Zeichen der Zeit. Leicht geknüpft und leicht gelöst. Mir thut dabei immer das Mädchen leid. Es muß nicht leicht sein, sich so als überflüssig gewordenen Spielzeug zu fühlen.“

„In diesem Falle paßt das nicht,“ sagt Werner, die Asche von der Cigarre streichend, „die Lösung geschieht auf Wunsch der Braut.“

„Aber wie ist denn das möglich!“ ruft Rena erstaunt. „Die Liebe schien doch gerade von ihrer Seite so groß!“

„Es hat sich herausgestellt, daß mehrfach Fälle von Irrsinn in des Bräutigams Familie vorgekommen sind und daß er selbst schon einmal einen nicht unbedenklichen Anfall von Schwermut gehabt hat,“ sagt Werner, „und sie hat es auf die Gefahr einer Wiederholung hin nicht mit ihm wagen wollen. Am Ende ist sie dafür ja nicht allzu sehr zu tadeln. Es muß ja jeder selbst wissen, wie viel seine Liebe aushält.“

In seinem Tone ist etwas, was Rena wehthut. Was er sagt, klingt so gleichgiltig, und ihr ist doch, als müßte ihr sein Herz dabei warm entgegenschlagen.

„Sie hat ihn wohl nicht sehr lieb gehabt,“ spricht sie und schlägt die Augen zu ihm auf. „Nicht so lieb, wie du mich hattest. Nun ist es mir, als könnte das überhaupt gar nicht die rechte Liebe sein, die nicht alles, auch das Schwerste, gern mit leidet und trägt. Aber freilich,“ und sie legt ihre kleine Hand zärtlich auf die seine, „so gut wie ich haben es nicht alle.“

Er sieht sie an, als verstände er sie nicht ganz, dann sagt er, nur auf den ersten Teil ihrer Worte eingehend: „Sie soll sehr viel von ihm gehalten haben, du thust ihr Unrecht, Rena. Die Lösung soll ihr sehr schwer geworden sein. Aber

es ist denn doch auch wirklich keine Kleinigkeit, einer so sorgenvollen Zukunft entgegenzugehen. Wer heiratet, thut es doch, weil er das Glück zu finden hofft, und es sind nur Ausnahmefälle, die opfermütig alles wagen, wo sie lieben. Du —“ und er streicht ihr freundlich über das Haar, „du, das glaube ich schon, wärest dazu imstande, Rena, aber so sind wir nicht alle geschaffen, liebes Herz.“

„Du doch,“ sagte sie leise und wundert sich selbst, warum sie so blaß geworden ist, während er sprach. Aber es war diesmal nicht der Ton seiner Worte allein, der ihr wehthat.

„Wenn dich etwas derart befehle, was Gott verhüten wolle, so würde ich treulich zu dir stehen, meinst du? Ja, dazu braucht man sich noch lange nicht einmal so lieb zu haben, wie ich dich habe. Wer es anders machte, wäre ja ein Schuft. Aber das ist doch auch etwas anderes, nicht wahr?“

Sie sieht ihn an und spricht nicht. Ist dies der Mann, derselbe Mann, der vor der Verlobung ihren aufflarenden Brief empfing und sich dann trotzdem bereit erklärte, alles mit ihr zu teilen? Kann er jenen Brief vergessen haben? Es ist nicht möglich.

„Was nach der Hochzeit kommt und niemand vorher wissen konnte,“ sagte er immer noch ganz unbefangen, „das ist ja ein Ding für sich. Aber ich glaube, daß bei den meisten Leuten vor der Verlobung die Liebe nicht so unausrottbar tief sitzt, daß sie nicht, wenn es sein muß, ein Ende machen können, ohne daran zu sterben. Da denken denn eben die meisten: ‚Besser bewahrt, als beklagt,‘ und, aufrichtig gestanden, muß ich ihnen recht geben. Ich will dir z. B. ganz offen sagen, das eigentlich echte Gefühl des wirklich zu dir Gehörens ist mir erst nach der Hochzeit gekommen, als ich dich ordentlich kennen lernte.“

Er wartet eine kurze Zeit auf Antwort, aber Rena hat das blaße Gesicht von ihm abgewendet und blickt schweigend aus dem Fenster. Sie muß jetzt eine Frage stellen und kann weder die Form, noch den Ton dafür finden, und das Herz klopft ihr zum Zerpringen.

Da sie nichts sagt, greift Werner wieder nach seiner Zeitung. Es wird still im Zimmer.

„Werner,“ sagte endlich eine leise Stimme, und er legt das Blatt sofort wieder beiseite.

„Nun? — Aber um Gotteswillen, Rena, wie blaß bist du! Und Thränen in den Augen? Es hat dich doch nicht verletzt, was ich eben sagte? Das sollte es nicht, kleine Frau. Wäre dir's denn lieber, wenn es umgekehrt wäre?“

Sie atmet langsam tief auf. „Werner, entfinnst du dich des Briefes nicht mehr, den ich an dich schrieb, ehe wir uns verlobten?“

„Brief?“ fragt er verwundert. „Und ehe wir uns verlobten?“

„Ja, als du um mich anhieltest. Erinnerst du dich nicht, was ich dir da antwortete?“

„Ja, du telegraphierst, ich möchte kommen.“

„D nein, nein, ich schrieb dir einen Brief, einen langen, wichtigen Brief.“

„Du irrst, liebe Rena, ich habe damals nur ein kurzes Telegramm erhalten.“

„Aber ich habe ihn mit meinen eigenen Händen zur Post gegeben. Es war auch einer von Tante Agnes dabei. Werner, Werner, du mußt ihn ja erhalten haben!“ Sie faltet die Hände angstvoll ineinander, und der flehende Ausdruck in ihren Augen kann ihm nicht entgehen.

„Ich habe ihn nicht erhalten,“ sagt er ernst, ihre Hände in seine nehmend. „Was war mit dem Briefe, Rena?“

„Du mußt ihn erhalten haben,“ wiederholt sie angstvoll. „Sage mir wenigstens, daß du mir glaubst, daß ich ihn geschrieben habe.“

„Habe ich je eines deiner Worte angezweifelt?“

„Nein, nein, aber die Gefahr liegt nahe. Ich schrieb dir ja alles, alles! D, welche Mühe hatte es mir gemacht, bis Tante es gestattet — und sie selbst schrieb, und ich machte noch selbst — nein, sie machte die Adresse, aber ich selbst trug ihn auf die Post. Du mußt ihn erhalten haben, Werner.“

Er schüttelt den Kopf. „Wer machte die Adresse, sagst du?“

„Tante Agnes.“

„Weißt du das bestimmt?“

„Ja. Ich entfinne mich jetzt bestimmt.“

„Und der Brief enthielt eine Einlage von ihr?“ Sie nickt. Ihre Augen hängen an seinen Lippen. Gewiß, er erinnert sich des Briefes jetzt. Es kann ja auch nicht anders sein.

„Und deine Tante wünschte nicht, daß du ihn schreiben solltest, nicht wahr?“

„D nein.“

Er schweigt einen Augenblick. „Sie wird ihn telegraphisch zurückverlangt haben, sobald er auf die Post gegeben war,“ sagt er endlich langsam. „Sie konnte das thun, die von ihr geschriebene Adresse lieferte ja den Beweis, daß der Brief ihr gehörte.“

„Zurückverlangt, zurückverlangt —“ wiederholte Rena wie geistesabwesend. „Ja, so muß es sein. Und nun habe ich dich belogen und betrogen, Werner, und habe es nicht gewußt. Nun habe ich dein Leben öde gemacht, Werner, aber ich habe es nicht gewollt, so wahr mir Gott helfe. — Und sie hat dir auch nichts gesagt, nichts, als du dann kamst?“

„Nichts von Belang, Rena. Nur, daß du es schmerzlich empfindest, kein Vermögen zu besitzen, und — ja, jetzt fällt mir ein, daß du dir thörichte Sorgen wegen eines leichten Augenübels machtest. Ich möchte dich nicht daran erinnern, du regtest dich jedesmal in ganz ungerechtfertigter Weise dar-

über auf. Stand das etwa — und er lächelt — „stand das etwa in dem Briefe, Rena?“

„Nein,“ sagt sie mit einer fremden, heiseren Stimme und steht auf, „in dem Briefe stand, daß ich nicht deine Frau werden könnte und deine Werbung als ungesprochen betrachtete. In dem Briefe stand, daß ich mit allen solchen Gedanken längst abgeschlossen hätte, weil mir bedeutende Augenärzte gesagt hatten, ich würde erblinden, vielleicht in wenigen Jahren schon.“ Sie sieht ihn nicht an, während sie spricht. Aber sie hört den Ton des tödlichsten Erschreckens in seiner Stimme, als er auffahrend, unwillkürlich ausruft:

„Erblinden! Es kann nicht sein, Rena!“

„Es ist,“ sagt sie, und fährt sich hastig mit der Hand über die Stirn; ein fliegendes Rot steigt ihr in die Wangen bis an das Stirnhaar und weicht so schnell, wie es gekommen ist. „Es ist, es kommt jetzt schon heran. Ich wußte, daß es kommen würde. Und dann kamst du, Werner, trotz allem, und ich meinte, du hättest mich so über alles Maß lieb, daß du selbst meine Zukunft auf dich laden wolltest. Ich meinte, mir wäre ein so unerhörtes Glück beschieden, wie unter zehntausend Frauen nicht einer. Und ich bin stolz darauf gewesen, ich habe Gott dafür gedankt auf meinen Knien und in meinem Herzen inbrünstig Tag für Tag. Und nun ist es Lüge, alles. Ich habe dich belogen und betrogen; ich wäre heute nicht deine Frau, wenn du alles gewußt hättest. Du mußt nun schleppen an der Last, die du nicht gewollt hast — und ich an der Scham — unser Leben lang, unser langes, langes Leben lang!“

„Rena, Rena, besinne dich! Du hast ja nicht gelogen!“ ruft der Mann, den Arm um sie schlingend. Sie hört nicht auf ihn. Ihre Stimme bricht im Schluchzen, die flatternden Hände schlägt sie vor das Gesicht.

„Warum konnte sie mich nicht die Wahrheit sprechen lassen! Ich hatte mich ja darin gefunden, allein zu sein, und Gott hätte mir einen Weg gezeigt, den ich hätte gehen können ohne Reue und ohne Scham. Und du, du wärest nicht daran zu Grunde gegangen, mich zu entbehren; du sagst es ja selbst, und mir war es ja auch schon damals so. Nun ist es alles hin, dein Glück und mein Stolz und mein einziger Trost, wenn die lange Nacht kommt — und alles, alles!“

„Rena,“ sagt er tröstend und herzlich, „habe ich dich denn nicht lieb? Meinst du denn nicht, daß ich gern jedes Leid mit dir tragen will?“

Er hat vergebens versucht, ihr die Hände vom Gesicht zu ziehen; nun läßt sie dieselben freiwillig sinken.

„Ja, lieb,“ sagt sie und sieht ihn an. „Wenn du aber heute frei wärest, Werner, ganz frei, und du hättest erfahren, was du nun weißt, würdest du dann um mich werben?“

Einen Augenblick schweigt der Mann. Er hat sie lieb, dennoch sagt es deutlich in ihm: „Nein!“ Aber nur einen Augenblick zögert er, dann findet er das ausweichende Wort und zieht sie fester an sich.

„Grüble doch nicht über etwas, was nicht ist und was ich nicht ausdenken kann. Dein und mein Leben ist ja untrennbar. Laß uns mit dem rechnen, was ist. Meinst du denn, wenn dir eine Last auferlegt wird, ich könnte etwas anderes wünschen, als sie dir leicht zu machen, Rena?“

Er sagt es so gut und treu, aber sie versteht doch, daß er ihrer Frage ausweicht.

„Nein,“ spricht sie und sieht ihn schwermütig an, „o nein, du wirst sie mir leicht machen, so viel du kannst, du bist so gut, und du hast mich auch lieb. Du kannst ja auch nicht dafür, daß es von Anfang an nicht die Liebe war, die ich meinte. Und wenn du mir auch meinen Stolz und meinen Trost nicht wiedergeben kannst — ach, mein Glück nicht wiedergeben kannst — so wirst du mich doch auch nie empfinden lassen, daß ich das Gnadenbrot esse.“ Ihre Thränen sind nun versiegt, sie spricht ganz ruhig.

„Rena!“

„Das Gnadenbrot hier oder dort oder anderswo, auf irgend eine Weise immer,“ sagt sie langsam und leise. „Ich kann das nun nie vergessen. Jede Stunde werde ich denken, daß man mich deinem Leben aufgebracht hat ohne dein Wollen.“

Der Mann antwortet nicht. All die Liebe, all das Erbarmen, das in seinem Herzen so warm für sie emporsteigt, liegt in seinem Blick, aber sie sieht es nicht. Mit einem Ausdruck völliger Trostlosigkeit blickt sie in den Garten hinaus.

„D, über die Lüge!“ flüstert sie leise vor sich hin. „Sie vergiftet alles. Sie ist das Abscheulichste.“ Und dann nach einer kleinen Weile wieder „das Gnadenbrot, und ich meinte in meinem Hochmut —“

„Rena!“

Sie wendet ihm das Gesicht zu, langsam, in einer trostlosen Weise.

„Du fragtest mich vorhin, ob ich um dich werben würde, wenn ich jetzt frei wäre. Ja, ich würde es thun.“ Er lügt nicht. Es ist, als hätte er sie in einer reineren Weise lieb gewonnen in diesen wenigen Minuten.

„Ich danke dir,“ sagte sie sanft. Aber es ist zu spät gekommen, das Wort, sie glaubt ihm nicht.

„Glaubst du mir nicht, Rena?“

„Ja, ja,“ sagt sie hastig. Aber während er die blaffen Lippen küßt, hallt es dennoch in ihrem Herzen wieder: „Das Gnadenbrot.“

D, über die Lüge! Sie ist das Abscheulichste von allem! Sie tötet die Freude an der Vergangenheit, den Mut zur Gegenwart und den Glauben an die Zukunft — alles.

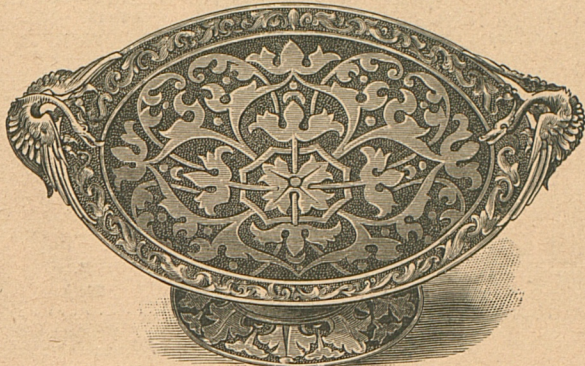
Und dennoch giebt es etwas, was stärker ist, selbst als sie, und dies etwas leuchtet jetzt aus des Mannes Augen. Es wird eine Zeit kommen, wo auch Rena es sehen wird, selbst wenn Blindheit sie umfängt.

Dilettantenarbeiten.

Nachdruck verboten.

Unter "Legen", welches auf Metallen, wie Silber, Kupfer, Messing, Zinn, auch Stein ausgeführt werden kann, versteht man ein Verfahren, durch welches gewisse Stellen vertieft, andere in der ursprünglichen Höhe erhalten werden. Der Dilettant kann leicht nach einigen Versuchen dahin gelangen, tadellose Arbeiten der Art auszuführen, wenn er mit peinlicher Genauigkeit den Anweisungen unserer Beschreibung Folge leistet. Die Muster können entweder vertieft in dem Grunde stehen (Tiefätzung) oder aber, was meist geschieht, hoch in dem vertieften Grunde (Hochätzung). Alles, was blank und hoch bleiben soll, muß mit Leqgrund sorgfältig überdeckt werden. Man nimmt hierzu am besten Asphaltlack, nach folgendem Rezept bereitet: 2 Teile frischen Asphalt, 1 Teil gelbes Wachs, etwas Kolophonium, etwas Terpentin werden vorsichtig — der leichten Entzündlichkeit der Masse halber — auf nicht sehr heißer Platte miteinander verschmolzen und in fest verbundenem Gefäße aufbewahrt; übrigens ist der Lack auch fertig in den Droghandlungen zu erhalten. Sechs bis acht Wochen erhält sich dieser Lack brauchbar; vor dem Malen verdünnt man ihn genügend mit Terpentin, sodaß er vermittelt eines feinen Marderpinsels sich gut auftragen läßt. Die Metallgegenstände müssen sorgsam vor

werden. Ist ein Gegenstand fertig ausgemalt, so lasse man ihn an kaltem Orte vier Tage trocknen und versuche dann das Ausbessern etwaiger Unebenheiten. Mit einem zugepöhlten Knochenstäbchen können hier und da die Linien der Umrisse nachgebessert, Andern wie Trennungstriche ohne Schwierigkeit in den halbtrockenen Leqgrund geritzt werden. Wenn nach Verlauf von etwa acht Tagen der Lack trocken genug ist (er muß



2.

nicht mehr kleben), so kann das Legen beginnen, nachdem vorher der Gegenstand mit ganz reinem, eingeseiitem Schwamm leicht abgerieben und mit klarem Wasser nachgespült ist. Zu zwei Teilen Wasser fülle man in eine Flasche einen Teil Salpetersäure und gieße die vorher durchgeschüttelte Flüssigkeit so auf, daß sie überall stark 1 Centimeter hoch deckt.

Die Dämpfe der Salpetersäure sind, in geschlossenem Raume eingeatmet, höchst ungesund, in dessen hebt ein geöffnetes Fenster jede Sorge hierfür auf; angenehm ist es, wenn die oft 3—5 Stunden dauernde Arbeit im Freien vorgenommen werden kann. Bald ziehen sich auf dem Grunde kleine Bläschen, das Zeichen der beginnenden Legung; stellen diese sich nicht genügend ein, so verstärke man die Flüssigkeit durch Hinzugießen von etwas Salpetersäure und rühre unterdessen mit dem Pinsel tüchtig um. Langames Legen ist bei weitem vorzuziehen, da zu schnelles die Linien der Zeichnung unruhig macht. Sind an einer Stelle besonders große Blasen zu bemerken, so sind diese wegen zu scharfer Legung öfter mit dem Pinsel fortzustosen. Ist der Grund genügend vertieft, was durch Befühlen mit den Fingerspitzen zu erkennen ist, so gießt man die Salpetersäure fort, seift tüchtig mit Schwamm und kaltem Wasser und gießt Terpentinöl auf, das den Asphaltlack löst. Dann nochmals Wäsche mit Seife und heißem Wasser. Mit großer Vorsicht wird alles abgewaschen, wozu nur weiches altes Leinen verwendbar; späteres Putzen mit Leder und Putzwasser verleiht den ursprünglichen Glanz. Die Hand kann ohne Gefahr mit der Salpetersäure in Berührung kommen, sobald sie nicht wund ist und sofort nachher in kaltes Wasser getaucht wird.

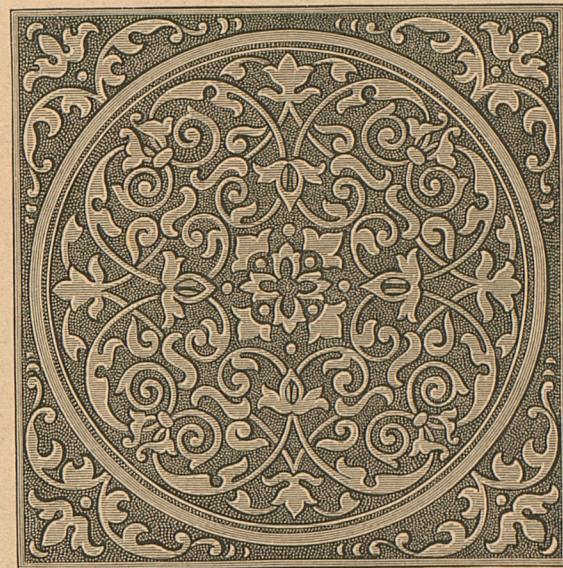
Wir bringen Vorlagen für ein ovales Kupfertablett, wie es Herr Guiremand, Berlin S., Prinzessinnenstr. 21—22, in beson-

derer Güte liefert, und solche für eine Visitenkartenschale und Einlageplatte eines Tischchens, aus Mittel- und Eckstücken bestehend. Bei Nr. 1, einem Muster aus ornamental behandelten Korblumen, kommt wechselnd Hoch- und Tiefätzung zur Anwendung. Mittelblume tief mit dicken, hohen Andern, in hohem Kreise ruhend, wie Blätter und Blüten der Umgebung in tiefem Grunde; Andern und Zeichnung sorgfältig eingeritzt und gemalt. In den Seitenstücken, welche durch je eine hohe und eine tiefe Linie von dem Mittelstück getrennt sind, ist das ganze Blumenornament in Tiefätzung gehalten, mit Ausnahme des Blumenkelches; Andern und Auszeichnung der Knospenkelche in nicht zu dünnen Strichen. Ringsum läuft ein tiefer Streifen unmittelbar unter der Randverzierung des Tablett, welche ebenfalls sorgfältig mit Lack überdeckt werden muß, zum Schutze gegen etwaige Spritzflecken der Salpetersäure.

Nr. 2, eine Visitenkartenschale in Hochätzung; Grund der vier inneren, um den Mittelpunkt gelegenen Felder mit Pünktchen in oben beschriebener Weise ausgefüllt.

Nr. 3 ist eine Kupferinlage für eine nußbaumfarbene gebeizte Tischplatte; Hochätzung mit hohen, gegen das Holz zu abschließenden Kreisen.

Sämtliche gebrachte Muster können selbstverständlich ebenso gut auf jedem andern Metall zur Anwendung gebracht werden; Kupfer erfreut sich jedoch besonderer Beliebtheit. Nicht genug



3.

Vorsicht ist übrigens beim Gebrauch der Salpetersäure, bekanntlich eines scharfen Giftes, anzuraten; wo ein Tropfen hinfällt, giebt es unausstilgbare Flecken. Man bewahre dieselbe in einer Flasche mit Glasstöpsel.

(Vorzeichnungen zu Abb. 1—3 liefert Frau A. Brodmann, Berlin W., Steglitzerstraße 4, von welcher auch, wie bereits erwähnt, Unterricht in allen Arten der praktischen Malerei erteilt wird.

Die Reb.)



1.

jeder Berührung behütet werden, da die Fingerspitzen Fettflecke verursachen, welche die Wirkung des Leqwassers beeinträchtigen und das Muster nicht in klaren Formen herauskommen lassen; man thut gut, solche Dinge stets in Seidenpapier eingewickelt zu halten und beim Malen sich eines darübergelegten Brettchens, auf dem die Hand ruht, zu bedienen. Das Auftragen des Musters geschieht am bequemsten, indem man es vermittelt roten Kopierpapiers durchpaußt, dessen Ecken nicht durch den fetthaltigen Klebewachs, sondern mit Gummipapier befestigt

Die Frau in Handel und Gewerbe.

(Schluß von S. 179.)

Nachdruck verboten.

Wie das Zeichnen die Grundlage für jeden kunstgewerblichen Beruf, so ist, wie schon angedeutet, ein gewisses Maß kaufmännischer Kenntnisse durchaus erforderlich für jedes Gewerbe, wenn dies mit Aussicht auf Erfolg geführt werden soll. Eine Frau, die jahrelang als Buchhalterin oder Kassiererin in einem Handlungshause thätig war, die sich im Laufe der Zeit Geschäfts- und Warenkenntnis angeeignet hat, ist wohl befähigt, ein eigenes Geschäft zu führen, und findet, wenn sie dasselbe auch nur mit schwachen eigenen Mitteln beginnen kann, den dafür erforderlichen Kredit. Ich sehe hier gänzlich vom Großhandel ab, auch glaube ich nicht, daß Frauen Bank- und Wechselgeschäfte einrichten und an die Börse gehen werden; ich denke hier weit mehr an Fuß- und Modegeschäfte, an Konfektion in Wäsche, Damen- und Kinderleidern, an Tapiserie-, Wollen- und Strumpfwaren-, Posamentiergeschäfte u. s. w.

Ich kannte auch einen weiblichen Buchhändler. Die unlängst in Hamburg verstorbene Schriftstellerin Marie von Roskowska hatte in den sechziger Jahren unter der Firma C. M. Roskowski in Bromberg ein Verlagsgeschäft eröffnet, das sie später nach Berlin verlegte. Sie hatte sich zu diesem Zwecke der damals für jeden Buchhändler, der sich selbständig machen wollte, unerlässlichen Prüfung unterzogen und dieselbe sehr gut bestanden. Auch ihr Geschäft ging befriedigend, sie gab es auf, als sie sich gänzlich ihrem Schriftstellerberufe widmete.

Ein Auskunftsmitel, zu welchem Witwen und auf selbständigen Erwerb angewiesene unverheiratete Frauen häufig greifen, sind Pensionate, sei es für schulpflichtige Töchter und jüngere Mädchen, deren Ausbildung fern vom Elternhause vollendet werden soll, sei es für Damen reiferen Alters, die sich längere oder kürzere Zeit an einem Orte aufhalten oder die aus irgend welchem Grunde einen eigenen Haushalt nicht führen wollen, sei es nach dem Muster der englischen und amerikanischen Boardinghäuser für Herren, Damen und ganze Familien, für In- und Ausländer. Je größer die Stadt, je besser und mannigfaltiger die Unterrichts- und Erziehungsanstalten in derselben, um so mehr hat ein solches Unternehmen Aussicht auf Erfolg, und auch hier liegt derselbe in sehr beträchtlichem Maße in der Persönlichkeit der Gründerin und Leiterin. Mit wirtschaftlicher Tüchtigkeit und Umsicht muß sich Taft und Liebenswürdigkeit und eine recht große Gewissenhaftigkeit verbinden. Da erziehlische und gesellschaftliche Begabung sich nicht immer mit der Kunst des Haushaltens und Rechnungführens vereint, so ist es ganz ratsam, wenn sich zwei Damen mit den entsprechenden Eigenschaften dafür zusammenschließen.

Sind solche Pensionate in größeren und kleineren Städten in einer Anzahl vorhanden, daß man bereits von Uebermaß

sprechen könnte, so findet man in Sommerfrischen und Badeorten verhältnismäßig weniger Logierhäuser, die von Frauen unternommen und geleitet sind, und es wäre hier wohl der Ort, darauf aufmerksam zu machen. Vielen alleinreisenden Damen dürfte es auch recht wünschenswert sein, solche Pensionate in Badeorten zu treffen, die nur für die Aufnahme von Damen eingerichtet sind, wie es solche auch thatsächlich schon giebt. Hier wäre meines Erachtens noch ein ergiebiges Feld der Wirksamkeit für manche Frau, welche die erforderlichen Fähigkeiten, Willenskraft und ein kleines Kapital besitzt. Im Anschlusse daran ließe sich auch noch die Einrichtung und Leitung von Speisehäusern durch Frauen, auch ganz oder teilweise ausschließlich für Frauen, sowie die Bereitung von einzelnen Schüsseln und die Ausrichtung festlicher Mahlzeiten auf Bestellung ins Auge fassen. Warum sollte eine wohlgeschulte Köchin nicht ebenso gut zu einer Selbstständigkeit gelangen können wie der Koch? Wobei ich noch bemerken möchte, daß ich hier die Bezeichnung Köchin nicht in dem engen, nur auf Verhältnisse der Dienstbarkeit anwendbaren Sinne verstanden wissen möchte.

Ich kannte eine Dame, welche eine große Kunst- und Handelsgärtnerei ganz selbständig leitete, sehr bedeutende botanische Kenntnisse besaß, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften war und als eine Autorität in ihrem Fache galt. Sie hatte sich all ihr Wissen durch Erfahrung angeeignet, war die Bescheidenheit selbst, und ich habe nie gehört, daß irgend jemand Anstoß daran genommen oder sie und ihr Thun für unweiblich gehalten hätte. Eine geeignete Stätte für den Beginn einer gärtnerischen Ausbildung ist jetzt dank der Großmuth und Opferwilligkeit des vor kurzem verstorbenen Herrn Fabrikbesitzers Heyl und seiner Gemahlin in Charlottenburg bei Berlin geschaffen worden. Ich bin überzeugt, daß hier der Ausgangspunkt für eine segensvolle Bereicherung der arbeitenden Frauenwelt zu sehen ist. Wir haben hier dieselben Zustände wie im Handelsgewerbe: im Gartenbau thätig sind gar viele Frauen, wirklich ausgebildete Gärtnerinnen hat man bis jetzt nur ausnahmsweise gekannt. Dagegen finden wir Frauen als Inhaberinnen und bewache durchgängig als Verkäuferinnen in den Blumenläden, und das Binden von Blumenkränzen und -Sträußen hat sich zu einer Kunst gestaltet, an denen den Frauen der Löwenanteil gebührt.

Lange ehe der Verbrauch konservierter Gemüse und Früchte die Ausdehnung gewann, welche er gegenwärtig besitzt, kannte ich Frauen, welche sich durch das Einkochen und Trocknen von Obst und Gartenfrüchten und den Verkauf derselben eine recht gute Existenz und angenehme Thätigkeit verschafften. Gegenwärtig wird die Herstellung schon fast ausschließlich fabrikmäßig betrieben, ganz entwidnen sollten sich die Frauen diesen Geschäftszweig aber nicht lassen, ist doch auch die Konservfabrikation in hohem Grade auf die Mithilfe der Frauenhand angewiesen.

Wollte man überhaupt eine Aufstellung machen, wie dies

durch Volkszählung und Statistik in der That geschieht, in welcher Weise die Frauen an unserer gesamten gewerblichen Thätigkeit beteiligt sind, man würde zu sehr überraschenden Ergebnissen kommen; ich möchte nur an die Spitzennäherinnen im sächsischen Erzgebirge, an die Spinnnäherinnen im Hirschberger Thal erinnern und darauf hinweisen, daß in der Textil- und Bekleidungsindustrie, in der Silber- und Goldwarenfabrikation, beim Polieren der Edelsteine und Metallwaren, mit einem Worte bei allen Gewerben, wo nicht die rohe physische Kraft entscheidend ist, die Frau in Reih und Glied mit dem Manne arbeitet.

Leider auch hier nicht mit dem gleichen Lohn: in allen Zweigen menschlicher Thätigkeit glaubt man noch immer der Frau für die gleichen Leistungen weniger zahlen zu dürfen.

Es sind noch einige Gewerbe zu nennen, welche teils von Frauen geübt werden, teils als für Frauen geeignet zu empfehlen wären. In England zum Beispiel beschäftigen sich Frauen mit Geschick und gutem Erfolg mit dem Dekorieren von Schaufenstern, mit der Besorgung und Anordnung von Zimmereinrichtungen, und ich sehe keinen Grund, weshalb deutsche Frauen sich nicht auch durch eine solche Thätigkeit einen auskömmlichen Lebensunterhalt sollten verschaffen können; giebt es doch auch bei uns schon Damen, welche für Besorgung von Einkäufen für Familien, die auf dem Lande und in kleineren Städten leben, Gebühren beziehen, durch welche sie ihre Existenz bestreiten.

Man hat in England Bureau eingrichtet, wo für Juristen, Gelehrte und Schriftsteller durch Frauen korrekte Abschriften geliefert werden; hat man dies bei uns auch nicht in ein System gebracht, so sind die Arbeitsnachweibungsbureau der Erwerberine doch stets in der Lage, tüchtige und gewissenhafte Kopistinnen mit guter Handschrift zu empfehlen. Als ein sehr geeigneter erwerblicher Beruf für Frauen wird neuerdings auch die Stenographie empfohlen, zu deren Erlernung die Handels- und Gewerbeschulen für Töchter meistens Gelegenheit bieten. Hier in Berlin giebt es eine Anzahl stenographische Vereine, von denen einige eigens Kurse für Damen veranstalten.

Auch für eine andere Art der Bervielfältigung von Erzeugnissen geistiger Arbeit sind Frauen herangezogen worden, ich meine das Schriftsetzen; ich könnte große Druckereien in Frankreich, ich könnte die Druckerei von Miß Faithful in London anführen, welche Sezerinnen, letztere sogar ausschließlich solche, beschäftigen, doch habe ich hier vorzugsweise von Deutschland zu berichten. Im Jahre 1864 richtete die Payneische Buchdruckerei einen Saal für Sezerinnen ein und war mit deren Leistungen sehr zufrieden, später haben andere Druckereien die gleichen Versuche gemacht, eine wirklich dauernde Einrichtung hat aber nur der Lette-Verein durch seine Sezerinenschule geschaffen, welche mit der leiblich in Rücksicht auf diese begründeten Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft verbunden ist. Dieselbe besteht seit dem Jahre 1874 und hat schon eine ansehnliche Zahl von Sezerinnen ausgebildet, die teils in der

Buchdruckerei als Gehilfen verblieben sind, teils in Buchdruckereien in kleineren Städten Verwendung gefunden haben. Nach Ausweis des letzten Rechenschaftsberichtes beschäftigte die Druckerei siebenunddreißig Seherinnen, von denen drei an andere Druckereien abgegeben, drei als Lehrlinge ausgebildet wurden. Der mittlere Verdienst einer geübten Seherin betrug wöchentlich 18 bis 20, zeitweilig sogar 24 bis 26 Mark. Die als Seherinnen thätigen jungen Mädchen gehören ihrer Herkunft nach sämtlich dem Bürgerstande an. Die Arbeit hat sich der Gesundheit der Seherinnen nicht nachteilig erwiesen, da für geräumige, gut ventilirte Lokalitäten Sorge getragen ist. Das Zusammenarbeiten von Sehern und Seherinnen in demselben Lokal ist unthunlich, es können deshalb letztere nur durch große Druckereien beschäftigt werden, die in der Lage sind, einen besonders für sie bestimmten Saal herzurichten, oder von ganz kleinen Druckereien, die mit einem aus wenigen Köpfen bestehenden Personal arbeiten und dafür nur weibliche Kräfte einstellen. Ueber die Bedingungen für den Eintritt in die Seherinnenschule giebt der Vorstand des Lette-Vereins in Berlin, Königsgräberstraße 90, bereitwillig Auskunft.

Seitdem die Unterjochung des Fleisches, besonders von Schweinen, obligatorisch geworden ist, sind auch Frauen als Fleischbeschauer verpflichtet worden und haben als solche gewissermaßen Beamtenqualität, wohl einzig in ihrer Art in Preußen, denn mit der Anstellung von Frauen im Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienst steht es noch trübe genug aus. Während die Zulassung der Frauen zum Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienst in Oesterreich, England, der Schweiz und anderen Ländern eine vollzogene Thatsache ist, waren sie in Preußen und den deutschen Ländern mit preussischem Postbetrieb gänzlich davon ausgeschlossen, in den anderen, besonders in den süddeutschen Ländern kamen sie zur Verwendung. Die nach dem Jahre 1870 eintretende Neugestaltung der Verhältnisse drohte indes auch hier ein Zurückdrängen des weiblichen Elementes. Dies veranlaßte den Vorstand des Lette-Vereins im Jahre 1872, eine Eingabe um Zulassung der Frauen zum Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienst zu entwerfen, welche dem deutschen Reichstage überreicht wurde. Sie kam zur Verhandlung, fand in dem jetzt verstorbenen Reichstagsabgeordneten Dr. Löwe-Calbe einen berechneten Anwalt und wurde dem Reichstagsler zur Berücksichtigung empfohlen. Die Folge davon war, daß man in den Staaten, wo Frauen im Postdienst zur Verwendung kamen, die Dinge vorläufig beim Alten beließ, daß aber, da der oberste Chef der Postbehörde der Neuerung sich wenig geneigt erklärte, eine Anstellung weiblicher Beamten, wo dies bisher noch nicht geschehen, abgelehnt ward. Bessere Aussichten schienen sich für den Telegraphendienst zu eröffnen. Die Behörde richtete an verschiedenen Stellen Kurse zur Ausbildung von Telegraphistinnen ein, beispielsweise fand ein solcher in den Schulräumen des Lette-Vereins und unter Aufsicht von dessen Schulkommission statt, und die jungen Aspirantinnen wurden nach abgelegter Prüfung unter allerdings recht bescheidenen Bedingungen beschäftigt. Ich sage absichtlich „beschäftigt“, nicht „angestellt“, denn sie erhielten nur die Stellung von Hilfsarbeitern mit kurzer Kündigungsfrist und ohne Anspruch auf Pension; trotzdem war man mit dem Erreichen zufrieden und hoffte, es werde den weiblichen Telegraphistinnen mit der Zeit gelingen zu besseren Stellen aufzuziehen. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt; seit der Vereinigung des Post- und Telegraphenwesens im Deutschen Reiche unter einer gemeinsamen Oberleitung ist vielmehr die Verwendung der Frauen zum Dienste im letzteren immer mehr zurückgegangen. Im Postdienst ist es auf ganz kleinen Nennern dem Vorsteher gestattet, unter seiner Verantwortung Frau oder Tochter zu seiner Vertretung heranzuziehen; Privatbahnen, hier und da auch eine Staatsbahn, wie zum Beispiel die Berliner Stadtbahn, betrauen auch wohl weibliche Beamte mit dem Schalterdienst, neuerdings sind versuchsweise bei einem Berliner Fernsprech-Vermittlungsamt zehn weibliche Beamte angestellt worden und weitere geeignete unbescholtene Mädchen zu Fernsprech-Gehilfen in Aussicht genommen, im ganzen steht aber die Verwendung der Frauen im Dienste des öffentlichen Verkehrs noch auf schwachen Füßen, und dies liegt völlig in den bei uns obwaltenden Verhältnissen. Nicht sowohl die Erkenntnis einer geringeren Befähigung des weiblichen Geschlechtes für diesen Dienst oder die Befürchtung der daraus etwa sich ergebenden Unzulänglichkeiten veranlaßt die Regierung, von der Anstellung weiblicher Beamten abzusehen, sondern die Notwendigkeit, solche Posten den zahlreichen Männern, welche nach geleistetem Militärdienst Anspruch auf Civilversorgung haben, zu gewähren.

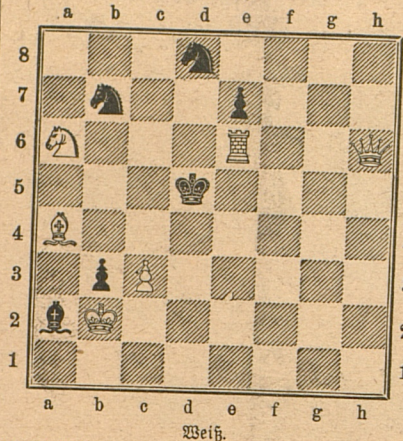
Aus dem Gesagten dürfte erhellen, daß die Art der Berufsarten für Frauen keine allzu beschränkte ist; die Bewegung für eine Erweiterung der Arbeitsgebiete des weiblichen Geschlechtes ist in Deutschland kaum ein Vierteljahrhundert alt, und wer ihre Anfänge gesehen und sich lange Zeit thätig dabei beteiligt hat, und es erachtet berechtigt, anzunehmen, daß nach abermals fünfundsiebenzig Jahren im neuen Jahrhundert noch ganz andere Fortschritte zu verzeichnen sein werden! Jenny Hirsch.

Schach.

Aufgabe Nr. 266.

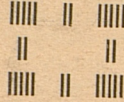
Von A. S. Bull.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 116 Seite 159.
Die folgende Zeichnung legt das Verfahren des Dieners dar.



Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 264 Seite 159.

- Weiß.
1. K d 1 - c 1.
Schwarz.
1. L a 3 - e 5 oder anders.
Weiß.
2. D c 2 - g 2 oder S c 6 - b 4 matt.
A.
Weiß.
1.
Schwarz.
1. f 5 - f 4.
Weiß.
2. e 3 - e 4 matt.
B.
Weiß.
1.
Schwarz.
1. Ein Springer zieht.
Weiß.
2. D. S. matt.



Siesta.

Sechsstübige Charade.

Mutvoll kämpften die ersten als Mohammeds Freund und Verehrer, Bis sie die meuchelnde Hand neidischer Gegner erschlug. Oft schon trugen die mittleren in nordischem Lande das Zepher; Gegen den Halbmond zog mutig ihr Heer in den Kampf. Wundervoll leuchten die letzten in glücklichen Ländern des Südens, Wenn in der salzigen Flut purpurn die Sonne versinkt. Was uns das Ganze benennt, liegt dunkel in enger Behausung; Oft macht's anderen kund, was uns die Seele bewegt.

Anagramm-Aufgabe.

1. Komet, Polen, Nola,
2. Saladin, Lohn, Geld,
3. Erlangen, Dahn, Reich,
4. Onais, Steg, Loh,
5. Rabe, Rinn, Ruhe,
6. Platen, Rhone, Hans.

Die Buchstaben dieser Wörter sollen derartig umgestellt werden, daß aus drei Wörtern immer zwei entstehen, welche irgend eine Beziehung zueinander haben; z. B. Bastille, Eden, Hang = Elisabeth, England. Auf solche Weise entstehen: 1. zwei große Feldherren, 2. zwei nordeuropäische Inseln, 3. ein europäisches Königreich und seine Hauptstadt, 4. zwei große deutsche Dichter, 5. zwei deutsche Geschichtschreiber, 6. zwei große Säugetiere.

Werden die Anfangsbuchstaben der gefundenen zwölf Wörter richtig geordnet, so nennen sie einen hervorragenden deutschen Dichter der Gegenwart.

Korrespondenz.

Kosmetik und Gesundheitspflege. B. W. in B. Das Schneiden ist nicht nur in Bezug auf Verklümmung der Atemorgane schädlich, sondern wird nach neueren Untersuchungen des Professors Marchand in Würzburg auch häufig Ursache der Gallensteinbildung mit allen bösen Folgezuständen. Personen mit sitzender Lebensweise leiden durch den mechanischen Druck, den letztere auf die Gallenwege ausübt, häufig an genanntem Uebel, das aus

gleichen mechanischen Ursachen, aber in meist höherem Grade und dadurch auch häufiger beim weiblichen Geschlecht zu beobachten ist.

S. N. in C. Betanaphol ist ein neueres antiseptisch wirkendes Mittel, mittelbar aus Naphthalin hergestellt. Sie dürfen dasselbe durch jede größere Apotheke beziehen lassen.

H. N. Uns ist die Zusammenfassung des Antifebrin genannten Entfärbungsmittels von G. Lohse, Berlin, nicht bekannt. Da das Mittel, wie angegeben wird, unter Kontrolle des Gerichtsarztes Dr. Wischhoff angefertigt wird, darf vorausgesetzt werden, daß es unschädlich sei.

F. W. in C. Statt des Kaffees sei zum Genuß ihrer Gattin Kakao, dünner Tee oder Milch empfohlen; Ihnen empfehlen wir Apfelsaft, d. h. mit heißem Wasser gebrühten und gesüßten Abzug von Äpfeln, oder auch Apfelsaft. Letzterer, mit der gleichen Menge Wasser verdünnt, mit Zucker vermischt und heiß getrunken, giebt ein blutverdünnendes, sehr angenehmes Getränk, das, nach Geschmack, mit einer Spur von Zimmt, Citronen oder Vanille gewürzt werden kann. Es ist dabei vorausgesetzt, daß der Apfelsaft rein und gut sei, d. h. nicht den muffigen Geschmack besitze, den viele Sorten zeigen, weil bei seiner Bereitung nicht streng auf die Aussonderung angelegener und fauler Äpfel gehalten wurde.

J. S. in C. Von wirklichen Verzeihern ist der sogenannte Baumweizen niemals empfohlen worden; wir raten Ihnen entschieden von dieser Kur ab, da sie, durch Laien ausgeübt, den größten Schaden im Gefolge haben kann. Das sogenannte Baumweizenöl enthält, wenn wir nicht irren, geringe Mengen des äußerst giftigen, Geschwüre hervorbringenden Krotontöles, im Gemisch mit Olivenöl.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. Fr. B. D. Ihre Klage, daß das als Mittel gegen Motten empfohlene überreichliche Naphthalin nichts nütze, steht nicht vereinzelt da. Als zuverlässiger soll sich bei Wollstoffen das Einpacken von getrocknetem blühendem Hanf in die Sachen bewährt haben, ein Mittel, welches, wie man vor einigen Jahren berichtete, von Eisenbahnverwaltungen zum Schutze der Waggon-Polsterungen mit Erfolg verwendet wurde. Freilich wird der getrocknete Hanf schwerlich seine Dienste länger als ein, zwei Jahre leisten. Für Pelzwerk empfiehlt sich eine Tinktur aus Kampfer, spanischem Pfeffer (oder Koloquinten) mit starkem Spiritus bereitet, die jeder Apotheker anfertigen wird. Hiermit bespritzt man mittelst eines Veräubers recht gleichmäßig das Pelzwerk, widelt es fest zusammen und näht es darauf in Schirting oder feste Leinwand ein. Dies alte Mittel soll in Rußland unter dem Namen „chinesische Mottenintur“ allgemein in Anwendung gebracht werden.

Fr. N. N. C. Sicherer Schutz vor Mottenfraß gewährt das Einhängen der Pelz- und Woll Sachen in dichte Leinwandstücke, die dann in dichte Kisten aus Holz oder Blech verpackt werden. Die von ihnen erfragte Kiste mit Glycerinverschluß dürfte jeder Klempner anfertigen können. Um den offenen Rand der Kiste wird eine Rinne, tief genug, um den Rand des Kistenbedeckels, und breit genug, um eine dünne Schicht Glycerin aufnehmen zu können, angebracht. Das Glycerin trocknet nicht aus und verhindert das Eindringen der Motten in die Kiste.

Verchiedenes. Dr. G.

S. in F. Die „Nordwestdeutsche Gewerbe- und Industrie-Ausstellung“, welche am 1. Juni d. J. in Bremen auf die Zeit von vier Monaten eröffnet wird, dürfte keiner der in den letzten Jahrzehnten in Deutschland veranstalteten gewerblichen Ausstellungen an Bedeutung nachstehen. Außer Bremen sind das Großherzogtum Oldenburg und die Provinz Hannover an dieser Ausstellung beteiligt, auf der auch die kaiserliche Marine zum erstenmal als Ausstellerin auftreten wird. Ueberhaupt weist die Ausstellung ein sehr vielseitiges und mannigfaltiges Programm auf.

K. D. in Böhmen. 1. Richten Sie diese Anfrage an den Buchhändler, welcher Ihnen den „Bazar“ liefert. 2. Desgleichen. 3. Das Maskenfest hat inzwischen wohl stattgefunden.

Josephine in B. Ihr inneres Gefühl hat das Richtige getroffen, wenn Sie den gesellschaftlichen Verkehr vermeiden. Aber den Gruß müssen Sie immerhin erwidern.

A. K. in F. G. Nur ein vorbeugendes Mittel giebt's für dieses Leiden: Nicht alt werden!

Nonnie. Sie können doch nicht ernsthaft glauben, daß wir diese interessanten, uns keineswegs neuen Probleme öffentlich erörtern werden? Nicht einmal brieflich möchten wir uns darüber äußern; besuchen Sie aber gelegentlich Berlin, dann bitten wir um Rücksprache.

A. Stern. Arbeiten Sie nur fleißig, damit Sie nicht nötig haben, nach „Unterstützungen“ Umhau zu halten.

E. G., Dranienstr. Viel Bewegung, milde Seife zum Waschen, fleißig baden, reizlose Diät.

Murora. Ueber die Preise des in der Nr. 16 erwähnten Römplerischen Sanatoriums in Görbersdorf sind wir nicht orientiert. Erfragen Sie solche direkt vom dirigierenden Leiter Dr. med. Th. Römpler.

Postf. J., A. N. Dorntschchen u. a. Es dürfte für Sie und alle biesigen Damen, welche durch mancherlei Gründe auf einen Nebenberuf angewiesen sind, von Interesse sein, zu erfahren, daß die Spezialfirma für Handarbeiten von Frau Moser u. Sohn in Leipzig, Humboldtstr. 5, derzeit zur Eفتتuirung ihrer Aufträge Arbeitskräfte annimmt. Besonders in Kunsthandarbeiten geübte Damen finden dort lohnende Nebenbeschäftigung. Wollen Sie sich also direkt an genannte Firma wenden.

Leserin in S. Die Soolbäder Harzburgs haben sich gegen Frauen- und Nervenkrankheiten wohl bewährt. Die Lage des Ortes ist gegen taufhe Winde vollkommen geschützt.

G. K. in B. Die erste Hochschule für Journalistinnen in Europa ist nach amerikanischem Muster (Detroit) bestiftet seit längerer Zeit ein solches Institut in London ins Leben gerufen. Die Schwestern Emilie und Georgine Hill, beide Schriftstellerinnen, haben daselbst eine Akademie gegründet, in der sie Stenographinnen, Korrektorinnen, Berichterstatterinnen u. s. w. praktisch ausbilden.

P. S. in B. (Rußland). Verbindlichsten Dank für das freundliche Anerbieten; doch die Litter ist hier das am wenigsten populäre Instrument. Abonnentin in Prag. Wann „Astra“ zuerst erschienen ist und in welchem Jahre Rubinstein dies Lied komponiert hat, können wir Ihnen leider nicht sagen. Vielleicht weiß eine unserer Leserinnen Ihnen zu antworten.

M. S. in Hannover. E. G. wohnt Berlin W., Kleiststraße 10.

H. v. M. in N. Ganz recht. Sie kennen doch den alten Spruch: „Wenn Diener lässlich rathen, — dann sind's der Herren Thaten; — Wenn Herren lässlich fehlen, — ist's Dienern zuzuzählen.“

Klub in Hildesheim. Wenn wir vielleicht auch derselben Meinung sind, wie Sie, so läßt sich die Mode doch von niemandem bestimmen, wir können ihr nur folgen, bei gewissen Extravaganzen helfend und bessernd Hand anlegen u. s. w. Im übrigen besteht ja jene Mode noch.

Kanji. Abonnentin in Finnland. Dazu ist der Arzt da, in diesem Gebiete hat zu erteilen ist nicht unleres Amtes.

Abonnentin in B. Die kräftigste Wirkung erhalten Sie durch Zusammenstellung von zwei Ergänzungsfarben, d. h. solchen Farben, die sich zu Weiß ergänzen (z. B. Rot und Grün, Gelb und Violett, Orange und Blau, Rotviolett und Gelbgrün, Gelborange und Blauviolett, Rotorange und Blaugrün u. s. w.). Sehr angenehme Farbenverbindungen ergeben sich auch durch Zusammenstellung solcher Farben, die wenig voneinander abweichen, womöglich nur Schattierungen einer Grundfarbe sind (z. B. ein mit Berliner Blau angelegtes und mit Ultramarin schattiertes Violett). Im übrigen führt das Hinzufügen von Weiß, Schwarz oder Grau im allgemeinen zu keiner Störung der Farbenharmonie.

Antworten. S. S. in L. (S. 170). Weißes Wachs in Tafeln für Wachsbüchsen, auch die Formen zu letzteren liefert G. Frigjide in Rostock.